

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 87 836. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Justizminister gegen Verleumder

Die preußische Justizverwaltung wehrt sich / Erklärung Deerbbergs

Im Rahmen der Beratungen über den Justizetat im
Hauptauschuß des Preussischen Landtags machte heute vor-
mittags Justizminister Dr. Schmidt eine Reihe wichtiger
Ausführungen, von denen wir einige um ihrer allgemeinen
Bedeutung willen hier wiederholen.

Um irdigen Vorstellungen über die Gnadenpraxis vor-
zubringen, wies der Minister darauf hin, daß an der Gewährung
bedingter Strafaussetzung (1929 34.390, 1928 33.211, 1927 33.005)
das Justizministerium nur mit 5,2 Proz. im Jahre 1929, 6 Proz.
im Jahre 1928, 5,7 Proz. im Jahre 1927 beteiligt gewesen sei,
während in allen anderen Fällen die Bewährungsfrist von den
Gerichten bewilligt wurde. Der geringe Einfluß des Landtags auf
die Gnadenpraxis gehe daraus hervor, daß dem Rechtsauschuß
des Landtags von Januar 1925 bis Juni 1930 5244 Petitionen
zugegangen seien, und daß der Rechtsauschuß nur in 228 Fällen,
also nur in 4,4 Proz. der Fälle, Berücksichtigung der Gnadensuche
empfohlen habe. Rund 75 bis 80 Proz. der bedingte Begnadigten
hätten sich bewährt.

Die politischen Strafsachen, die ihre Ursachen vielfach
in Zusammenstößen zwischen Kampforganisationen radikalpolitischer
Parteien und in Verleumdungen und Beschimpfungen des
Staates und seiner Organe hätten, hätten in bedrohlichem
Maße zugenommen. Die Beschleunigung und nachdrückliche Verfol-
gung dieser Strafsachen sei den Strafverfolgungsbehörden durch
mehrere Anweisungen ganz besonders dringlich ans Herz gelegt.
Die nach dieser Richtung gegebenen Anordnungen seien in keiner
Weise dazu bestimmt oder geeignet,

Die Unabhängigkeit der Gerichte

zu berühren. Mit der formellen äußeren Unabhängigkeit sei es
freilich nicht getan, sondern sie müsse ergänzt werden durch die
innere Unabhängigkeit des Richters, der sich freizuhalten habe von
jeder politischen Beeinträchtigung. Auch für den unabhängigen
Richter gelte Artikel 130 Absatz 1 der Reichsverfassung, auch er sei
Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei, und erst
die richtige Symbiose zwischen der durch Artikel 102 eingeräumten
Vorzugsstellung und der durch Artikel 130 auferlegten Verpflich-
tung ergebe das Bild des guten Richters, wie man ihn für den
Volksstaat wünsche.

Der Richter sei als berufenster Diener der Gerechtigkeit in
besonderem Maße verpflichtet, die republikanische
Verfassung, auf die er seinen Eid geleistet habe, zu
wahren und zu festigen und unbedingte parteipoli-
tische Neutralität zu betreiben.

Daß der größte Teil der Tätigkeit unserer Gerichte in völliger
Objektivität vollziehe, werde allseits anerkannt. Immer seien es
nur Einzelfälle, namentlich politische Strafsachen, die den
Gegenstand des Zweifels an der zu verlangenden inneren Unab-
hängigkeit der Richter bilden. Zum Schutz der Richter müsse auch
auf die Anhaltspunkte hingewiesen werden, die dafür bestehen, daß
in manchen Fällen die Entscheidung der Gerichte ent-
gegen der Sach- und Rechtslage durch die Haltung der
Laienrichter beeinflusst werde. Die preussische Justizverwal-
tung hat es seit Bestehen der Republik als eine ihrer vornehm-
sten Aufgaben betrachtet, die

Justizbeamtenhaft in den Geist und die Aufgaben des Volks- staates einzuführen

und durch ihre Einflusnahme die angelegten unliebsamen Einzelf-
fälle zu vermeiden. Die Möglichkeit dieser Einflusnahme sei an-
gesichts der Unabhängigkeit der Gerichte eine beschränkte. In
politischen Strafsachen namentlich habe sich die Justizverwaltung der
gemäß den §§ 146, 147 des Gerichtsverfassungsgesetzes ihrer Auf-
sicht und Leitung unterstehenden Staatsanwaltschaften
bedient, um durch geeignete Anträge Aufklärung und die Voraus-
setzung für den künftigen richtigen Richterspruch zu schaffen. Die
Justizverwaltung habe ferner, wenn Richtersprüche vorlagen, die
offensichtliche Mängel der Begründung oder des Verfahrens zeigten,
nachträglich an solchen Entscheidungen Kritik geübt. Daß diese
nachträgliche Kritik erlaubt sei, ja eine notwendige Ergänzung
der richterlichen Unabhängigkeit bedeute, sei von jeher anerkannt
worden.

Die Justizverwaltung habe sich also mit ihrer Ein-
flusnahme auf die richterliche Tätigkeit durchaus in
den durch Reichs-, Landes- und Gerichtsverfassung
gezogenen Grenzen gehalten. Niemals sei durch eine
solche Maßnahme auf einen Richter ein Druck hin-
sichtlich einer bevorstehenden Entscheidung ausgeübt
worden.

Polizeimißgriff für Hugenberg-Film

Sozialdemokratischer Abgeordneter und Stadtverordneter verhaftet

Gestern abend gegen 8 Uhr wurde in Neukölln in der Nähe
des Eggelsdorfer-Kinos, das bekanntlich den nationalsozialistischen
Hehlfilm „Das Flötenkonzert von Sanssouci“ spielt, Landtagsabge-
ordneter Genosse Max Fehner verhaftet. Ueber den merk-
würdigen Vorfall geht uns folgender Bericht zu:

Genosse Fehner passierte, von Berlin kommend, gegen 5 Uhr
die Kaiser-Friedrich-Straße. Kurz vor der Wilhelmsbrückstraße, in der
Nähe des Eggelsdorfer-Kinos, geriet er in eine Menschenansammlung.
Fehner hatte die Absicht, sich in seine Wohnung zu begeben und
befand sich in Begleitung des Genossen Stadtverordneter Waldheim und
des Stadtverordneten Genossen Aschenbrenner. Zur gleichen
Zeit machte ein Polizeilautsprecher die Mannschaften sprangen vom
Wagen und forderten die Passanten auf, weiterzugehen. Als Polizei-
beamte auch die erwähnten Genossen aufforderten, sich zu entfernen,
erklärte Genosse Abg. Fehner, daß er sich in seine Wohnung be-
geben wolle.

Darauf wurden er sowohl als auch Stadtverordneter Aschen-
brenner kurzerhand von den Polizeibeamten verhaftet. Trotzdem
sich Fehner als Abgeordneter legitimierte, wurde er gepackt und
mit Aschenbrenner zusammen unter Stößen und Pöffen nach
der Polizeiwache gebracht.

Hier legitimierte er sich wiederum als Abgeordneter.
Über auch hier wurde die brutale Behandlung fortgesetzt. Zunächst
wurden ihm sämtliche gefährlichen Gegenstände, wie Uhr usw., ab-
genommen. Er wurde aufgefordert, den Kragen abzu-
binden. Er weigerte sich und man belästigte ihn dieses Kleidungs-
stück. Man wollte ihn zwingen, selbst die Hosenträger ab-
zuliefern. Er weigerte sich entschieden, das zu tun, und darauf

nahm man sie ihm mit Gewalt fort. Dann stießen ihn die Beamten
in eine Dunkelzelle. Erst auf seinen energischen Protest hin
wurde Licht gemacht. Inzwischen wurde Genosse Franz Künstler
von dem Vorfall verständigt, der sich mit dem Polizeipräsidenten
in Verbindung setzte.

Fehner wurde daraufhin zusammen mit dem Stadtverordneten
Aschenbrenner in Begleitung von drei mit Karabinern bewaff-
neten Beamten nach der Abteilung IA am Alexanderplatz
gebracht

und verhört, wobei er den Vorgang und die ihm widerfahrte Be-
handlung zu Protokoll gab. Er sowohl wie Aschenbrenner wurden
daraufhin sofort in Freiheit gesetzt.

Ganz unglaublich erscheint auch die Behandlung des Genossen
Stadtverordneten Aschenbrenner auf der Polizeiwache in
Neukölln. Obwohl er sich in Begleitung von Fehner befand, wurde
er von den Polizeibeamten auf der Treppe von einem Podest zum
anderen hinuntergestoßen, so daß er mit dem Kopf zuerst unten
ankam. Auf der Wache selbst zwang man ihn zum Sitzen, indem
man ihn am Hals packte, ihn wirgte und auf den Stuhl nieder-
drückte.

Für diese empörenden Vorgänge sind Zeugen vorhanden.
Es scheint höchste Zeit, daß der Polizeipräsident diesen brutalen
Beamteneigenheiten mit aller Schärfe durchgreift. Diese Vorgänge
spielten sich ab als eine Folge der Vorführungen des Hehlfilms „Das
Flötenkonzert von Sanssouci“, die sich allmählich zu einem öffentlichen
Skandal auswachten. Abg. Fehner und Stadtverordneter Aschen-
brenner hatten mit der Protestaktion nicht das geringste zu tun.
Sie befanden sich von Berlin kommend auf dem Heimwege in ihre
Neuköllner Wohnungen.

Dies erneut zu betonen, nehme der Minister deshalb Ver-
anlassung, weil neuerdings der sich unter dem Pseudonym Gottfried
Zarnow verbergende ehemalige Provinzialamtsinspektor Oswald
Moritz in seinem Buche „Geistesfreie Justiz“ Ausführungen darüber
gemacht habe, daß in einer Reihe politischer Strafprozesse aus der
Zeit nach 1918 die Justizverwaltung in politischer Absicht die richter-
liche Unabhängigkeit verletzt sei, und weil sich mit dieser Tendenz-
schrift eine in die Öffentlichkeit gelangte

Äußerung des früheren Reichsgerichtspräsidenten Simons

sowie ein Antrag der deutschnationalen Fraktion und schließlich
ein an den Minister gerichtetes und aus der Tagespresse bekannt-
gewordenes Schreiben des Präsidenten des Reichslandbundes befaße.
Die irreführende Art, in der diese Schrift gegen die Staats-
autorität, gegen die Rechtspflege und den Richterstand kämpfe,
ergebe sich aus zahlreichen Beispielen. Gegenüber der längst wider-
legten Behauptung, die Justizverwaltung habe im Jahre 1920 das
Strafverfahren gegen die Brüder Sklarz im Sande
verlaufen lassen, könne erinnert werden an die eingehenden parla-
mentarischen Erörterungen dieser Angelegenheit und an die Aus-
führungen des Abgeordneten Eichhoff (D. Sp.) im Jahre 1925,
der feststellte habe:

„Die Sache ist nach meiner Ansicht vollkommen ein-
wandfrei und klar. Ich freue mich, feststellen zu können,
daß das Ministerium in dieser Sache völlig gereinigt da-
steht, und daß auch nicht der leiseste Vorwurf gegen
das Ministerium nach der Erklärung des Herrn Staats-
sekretärs übrigbleibt.“

Ebenso habe, entgegen den Behauptungen, in das Strafverfahren
gegen Barmat und Kutischer sei von der Justizverwaltung
unzulässigerweise eingegriffen worden, der Barmat-Untersuchungs-
auschuß des Landtags am 12. Oktober 1925 die Untersuchung dieser
Angelegenheit mit der Feststellung abgeschlossen:

„In dem Ermittlungsverfahren Barmat und Kutischer hat
eine Beeinflussung des Justizministeriums oder nach-
geordneter Stellen durch politische Persönlichkeiten zugunsten der
Angeklagten nicht stattgefunden. Das Justizministerium
seinerseits hat in die schwebenden Verfahren keine von politischen
oder unfachlichen Erwägungen diktierte Eingriffe vor-
genommen.“

Diese Feststellungen lasse Moritz ebenso unberücksichtigt wie die
eingehenden parlamentarischen Verhandlungen über die Strafsachen
gegen die sog. Fememörder und den früheren Direktor der

Porzellanmanufaktur. Moritz stellte in seiner Schrift Äußerungen
aus Zeitungsartikeln der republikfeindlichen Presse zusammen, ver-
mischte sie mit eigenen Ausführungen, ohne immer erkenntlich zu
machen, was seine und was fremde Meinung ist, versuche den
Anschein zu erwecken, als gehe es ihm allein um die Gerechtigkeit,
sei aber selbst aufs höchste ungerecht gegen den politischen Gegner.
Fast auf jeder Seite des Buches fänden sich tatsächliche Unrichtig-
keiten und Entstellungen.

Es sei daher unverständlich, daß der frühere Reichs-
gerichtspräsident Simons sich dahin geäußert habe:
Die von Moritz angeführten Tatsachen ließen sich
nicht leugnen. Diese „Tatsachen“ seien unrichtig.

So seien z. B. die Rechtsanwälte Werthauer und
Engelbert nach durchgeführter Voruntersuchung durch Be-
schluß des Landgerichts I Berlin vom 23. Januar 1926
von den gegen sie erhobenen Beschuldigungen außer Verfolgung ge-
setzt, nicht aber durch die Justizverwaltung der Strafverfolgung ent-
zogen, wie Moritz behauptet. So sei auch die bedingte Straf-
aussetzung hinsichtlich der Reststrafe Barmats nicht durch
Anordnung der Justizverwaltung, sondern ohne jegliche Einwirkung
durch Beschluß des Amtsgerichts Berlin-Mitte vom
12. Juli 1929 angeordnet worden. Auch die Behauptung, daß
Schulz und Umhofer seinerzeit in die sogenannte „Wörder-
zellen“ übergeführt seien, Schulz sogar die Rattage des kurz zuvor
hingerichteten Lust- und Raubmörders Bötzger erhalten habe, sei
unrichtig. Ebenso sei die alte Behauptung, im Fememord-
prozeß Wilms sei das Schwurgericht geschwändig zustande ge-
kommen, durch Urteil des Reichsgerichts vom 15. Dezember 1927, wie
auch in der Öffentlichkeit bekannt, längst ad absurdum geführt. Das
Reichsgericht habe festgestellt, daß die erkennenden Richter
gesetzmäßig berufen worden und die Angeklagten nicht
ihren gesetzlichen Richtern entzogen worden sind. Das auf Seite 49
der Schrift gegebene Zitat aus dem Urteil des Großen Disziplinar-
senats in dem Disziplinarverfahren gegen Kuhnmann
und Casparn, wonach ohne genügende Begründung dem
Casparn die Untersuchung gegen Kutischer entzogen worden sei, sei
unrichtig. Eine derartige Stelle findet sich in dem Disziplinar-
urteil überhaupt nicht. Die auf Seite 37 der Schrift wiedergegebene
angebliche Klagsrede des Vertreters der

Staatsanwaltschaft beruht nach dessen menschlicher Kräfte-
rung auf freier Erfindung.

Angesichts dieser und zahlreicher anderer Unwahrheiten und
Entstellungen könne der Minister Bezug nehmen auf seine Antwort
an den Präsidenten des Reichstagsbundes, daß nämlich die Len-
dengsgriff des Morih den Justizbehörden keinen Anlaß
geben könne, sich abermals sächlich mit den behandelten Vorgängen
zu beschäftigen. Die Angriffe gegen die persönliche Ehre einer
Reihe hochangesehener Beamter der Justizverwaltung und allgemein
geachteter preussischer Richter wolle der Minister aufs schärfste zurück-
drängen. Die Angriffe seien in keiner Weise geeignet, den Ruf und die Un-
parteilichkeit der Herren auch nur in leisesten Zweifel zu setzen.

Im Anschluß an die Ausführungen des Ministers
folgte eine juristisch-kritische Rede des Abg. Kuttner (Soz.).
Dann gab der deutsch-nationale Abg. Dr. Deere-
berg die Erklärung ab, daß ihm die Korrektur-
bogen des Buches bereits vor einem halben Jahre zu-
gestellt worden seien. Er habe sie geprüft und festgestellt,
daß nichts, aber auch gar nichts der Wahrheit
entspreche. Wäre auch nur ein Teil der von Barnow
aufgestellten Behauptungen wahr, so hätte er längst sein
Nichterkamt niedergelegt. Die von gewissen Enthüllern
behaupteten Mißstände in der preussischen Justiz seien
einfach nicht vorhanden.

Wirrwarr um Berlin-Gesetz.

Durcheinander im Gemeindeauschuß.

Die mangelnde Vorbereitung der „Zeitschrift, novelle“ zum
Berlin-Gesetz und ihre Dürftigkeit zeigten sich auch
in der heutigen Sitzung des Gemeindeauschusses des
Preussischen Landtages.

Annahme fand ein Antrag der Deutschen Volkspartei, der eine
Berichtigung der Geschäftsordnung der Stadtverordnetenver-
sammlung vorschlägt.

Die Abgrenzung der Zuständigkeit der Stadtverordneten-
versammlung wurde mit einigen Änderungen durch den Ausschuß
dahin festgestellt, daß ihr obliegt, die Beschlußfassung über die frei-
willige Uebernahme neuer Selbstverwaltung Angelegenheiten, die
Schaffung von Anstalten und Betrieben der Stadt, die Beteiligung
an Unternehmungen, die in Form des öffentlichen oder privaten
Rechts betrieben werden, die Feststellungen des Haushaltsplans sowie
die Bewilligung und die Art der Deckung außerplanmäßiger Aus-
gaben, die Erfüllung und Feststellung der Vorschlagsrechnungen und die
Erlassung, die Festsetzung von Gemeindeabgaben und Taxen, die
Normierung jedes lang- oder kurzfristigen Darlehens mit Ausnahme
der vorübergehenden Kassenkredite, die Verfügung über städtisches
Bermögen, den Erwerb von Grundstücken, die Uebernahme von
Wärgschaften, die Wahl des Oberbürgermeisters und seine Befreiung
in den Ruhestand, die Wahl der übrigen Magistratsmitglieder sowie
der Ehrenbeamten, die Einrichtung und Aufhebung von Beamten-
stellen sowie der Erlass der Beförderungsordnung für die städtischen
Beamten, die Stellungnahme der Stadt zu einer Änderung der
Gemeindegrenzen.

Der Auszug der Kinder Hitlers.

Oberfohren verrät Geheimnisse.

Kiel, 16. Februar.

In einer Ausdeutung der Deutschnationalen sprach am Sonntag-
mittag in Kiel Dr. Oberfohren. Er beschäftigte sich vor allem mit dem
äußeren Anlaß zu dem Auszug der Deutschnationalen aus dem
Reichstag. Was die Deutschnationalen getan hätten, sei ein Stück in
dem von ihnen und anderen nationalen Gruppen begonnenen
Kampf um die Macht in Deutschland. Zahllose Mittel
hätten sie schon angewandt, um die Verbindung zwischen
dem Zentrum und dem Marxismus aus der Welt
zu schaffen. Diese Gemeinschaft wollten die Deutschnationalen —
und das sei der innere Anlaß ihres Tuns — auseinander-
sprengen. Sie hätten nicht die Absicht, diesem Parlament für
alle Zeiten fernzulassen und ihre Arbeit dort aufzugeben, aber
sie würden die Methoden und Formen dieser Arbeit in Zukunft
wesentlich ändern. Sie würden sich darauf einstellen, in der
Parlamentsmehrheit Schwierigkeiten hervorzurufen, damit die bürgerliche Seite endlich sehe, was sie ohne die
Deutschnationalen ausrichte.

Wegelagerer mit Hakenkreuz.

Ueberfall auf Reichsbanner.

Hannover, 16. Februar. (Eigenbericht.)

Eine Reichsbannerabteilung, die sich auf dem Wege
von dem Heden Patienten nach Hannover befand, wurde am
Sonntag kurz hinter Patienten von Nationalsozialisten
überfallen. Die Nazis waren im Besitz zahlreicher Schlag-
ringe und anderer Waffengeräte.

In dem Heden Patienten wurden bisher fast sämtliche
sozialdemokratischen Versammlungen gestört oder
gar gesprengt. Aus diesem Grunde war am Sonntag zu einer
öffentlichen Versammlung des Reichsbanners eine Reichsbanner-
abteilung aus Hannover als Saischutz erschienen. Auch die
Nationalsozialisten kamen auf Lastwagen aus Hannover. Als sie
jedoch in Patienten das Reichsbanner bemerkten, zogen sie es vor,
das Versammlungsort nicht aufzusuchen. Dafür beiläufig sie sich
aber nach Schluß der Versammlung kurz hinter Patienten. Hier
hatten sie die Chaussee besetzt und abgeriegelt. Zu-
gleich bewarfen sie eine Radfahrergruppe, die dem
Reichsbannerauto vorausfuhr, mit Steinen. Die Reichsbannerleute
lehnten sich energisch zur Wehr und trieben einen Teil der Nazis
über die Hecke in die Flucht. Unterdessen war Gendarmerteil ein-
getroffen, die die letzten Kämpfenden trennte, und die Personellen
einiger Nationalsozialisten feststellte.

Dingeldeys Trauer.

Um die wertvolle Hakenkreuz-Bewegung.

Frankfurt a. d. Oder, 16. Februar.

In einer Versammlung der Deutschen Volkspartei sprach am
Sonntag der Parteiführer Dingeldey über die Fragen der inneren
Volkheit und sagte, wir trankten an einer Ueberwindung des Parla-
mentarismus. Der Nationalsozialismus sei eine wert-
volle Bewegung, nur habe er bisher leider den Übergang
zur Verantwortung noch nicht gefunden. Durch den Auszug der
Opposition aus dem Reichstag sei die Lage der Deutschen
Volkspartei unendlich schwerer geworden. Die Volk-
spartei mache das Volksgeschehen des Stahlhelms mit.
Nachdem die Nazis ein gutes Drittel der Stimmzahl-Wähler

Mord in Brandenburg

64-jähriger Schuhmacher niedergeschlagen und beraubt

Brandenburg (Havel), 15. Februar.

Eine furchtbare Mordtat ist am Sonnabendabend in
Brandenburg, in der Altstadt, an dem 64-jährigen Schuh-
machermeister Paul Eckert verübt worden. Ein vor-
läufig noch unbekannter Täter ist vermutlich kurz vor
Vadenschluß in die Werkstatt Eckerts, die dieser allein
bewohnte, eingedrungen und hat den Schuhmacher mit
einem Beil niedergeschlagen. Dann hat er sein
Opfer mit einem Messer bearbeitet und ihm die Kehle
durchgeschnitten. Eckert wurde kurz nach 21 Uhr von
Nachbarn in einer großen Wulstfische liegend tot auf-
gefunden.

Im Hause Bäckerstraße 4 betrieb der alleinstehende Bier-
undsechzigjährige einen kleinen Kellerladen, an dem sich eine Woh-
nung angeschlossen. Nachbarn fanden den alten Mann am Sonnabend-
abend in seinem Laden ermordet auf. Mit einem Beil war ihm der
Schädel eingeschlagen und außerdem die Kehle mit einem
Messer durchgeschnitten. Die Brandenburger Kriminalpolizei
nahm die Ermittlungen auf. Noch dem Befund kann ein Kampf
zwischen dem Mörder und dem alten Schuhmacher nicht stattgefunden
haben. Wahrscheinlich hat sich der Täter in der Wüste eines Kunden
 Zutritt zu dem Geschäft verschafft und den ahnungslosen Mann zu-
nächst niedergeschlagen und ihm dann mit einem auf dem Arbeitstisch
liegenden Schustermesser die Kehle durchgeschnitten. Der Mord dürfte
sich am Sonnabend zwischen 6 und 7 Uhr abends ereignet haben.
Zeugen, die etwa verdächtige Beobachtungen gemacht hätten, sind
noch nicht gefunden, von dem Täter fehlt bisher jede Spur.

Der Verbrecher scheint durch seine Tat in eine Art panische
Besessenheit hineingeritten worden zu sein, so daß er in wilder
Ehrstucht immer und immer wieder auf die Leiche einhieb und einstach.
Allein der Hals des Greises war nicht weniger als dreimal tief
durchgeschnitten. Ober der Wunde irgend etwas geraubt hat,
konnte bisher nicht festgestellt werden. Die Tat an den Laden
angelegene geräumige und gut eingerichtete Zweizimmerwohnung
Eckerts ist nach den bisherigen Feststellungen nicht durchwühlt
worden. Auch die Schränke und Kommoden wurden nicht gewaltsam
geöffnet. Die Polizei nimmt deshalb an, daß der Täter in seiner
furchtbaren Aufregung vom Schaulustig stoh, ohne den Zweck des
Verbrechens, den Raub, ausgeführt zu haben. Es steht aber bisher

fortgeschleppt haben, nimmt es sich komisch aus, wenn sie dafür noch
des Führungsattest „wertvoll“ bekommen gerade von dem Führer
der zusammengetragenen „Volkspartei“. Noch komischer freilich die
Sehnsucht Dingeldeys nach Neuwahlen in Preußen. Dort hat die
Volkspartei doch immer noch 40 Mandate, im ganzen Reichstag aber
nur noch . . . 30! Wieviel hoffen sie in Preußen zu retten?

Reichsgerichtsrat Schmitz.

Als Vorsitzender abgelehnt und zugelassen.

Leipzig, 16. Februar.

Der Leipziger Waffendiebstahlsprozeß gegen 31 An-
geklagte begann am Montagvormittag vor dem vierten Strafsenat
des Reichsgerichts unter dem Vorsitz des Reichsgerichtsrats
Schmitz. Die polizeiliche Bewachung des Reichsgerichts ist
schärfer als jemals früher bei einem politischen Prozeß. Alle Ein-
treitenden werden zweimal auf den Besitz von Waffen und Licht-
bildapparaten durchsucht. Polizisten stehen hinter den
Plätzen der Pressevertreter, um das Photo-
graphieren zu verhindern. Auf dem Reichsgerichtstapf
wurden die Gefangenenbeförderungswagen von Demonstranten mit
Rot-Front-Rufen begrüßt.

Nach der Verlesung der Namen der Angeklagten erklärte Rechts-
anwalt Dr. Löwenthal, nach Presseäußerungen, die unum-
sprochen geblieben seien, habe der Vorsitzende, Reichsgerichtsrat
Schmitz, gelegentlich seiner Tätigkeit als beauftragter Richter
im Polizeistreit zwischen dem Reich und Thüringen sich in
einer Art geäußert, die die Vermutung nahelege, Schmitz
sympathisiere mit der Nationalsozialistischen
Partei. Die Angeklagten lehnten Schmitz deshalb wegen Befangen-
heit ab. Reichsgerichtsrat Coenders, der vorübergehend den Vor-
sitz übernahm, verlas eine Erklärung des Reichsgerichtsrats
Schmitz, in der dieser sich nicht für befangen erklärt. Es
sei richtig, daß bei der Besprechung des Polizeistreitstreites von
einem Zeugen die Frage aufgeworfen sei, ob nicht in einem früheren
Strafverfahren die Rede davon gewesen sei, der frühere Reichs-
präsident Ebert habe sich des Landesverrats schuldig ge-
macht. Er, der Reichsgerichtsrat Schmitz, habe diese Behaup-
tung als an sich richtig bezeichnet, habe sie aber, da nicht
zur Sache gehörig, nicht weiter verfolgen lassen. Mit
seinem Wort habe er erklärt oder auch nur angedeutet, er halte
den Vorwurf gegen den Reichspräsidenten Ebert für begründet.
Das würde auch seiner inneren Ueberzeugung wider-
sprechen haben. Einen Zeugen habe er auch gefragt, ob er der
Nationalsozialistischen Partei angehöre. Als der Zeuge mit der
Antwort zögerte, habe er ihn aufgemuntert, er könne das
ohne Scheu mitteilen, denn es handle sich um sein
gutes Recht als Beamter, einer Partei anzugehören. Er
stehe dieser Partei auch innerlich und äußerlich fern. Die von
Dr. Löwenthal angeführten Presseberichte hätten ihren Ursprung
genommen in einem Artikel des „Berliner Tageblatts“. Dieser
Artikel sei von der Reichsregierung alsbald widerlegt worden.

Rechtsanwalt Löwenthal zog daraufhin seinen Ab-
lehnungsantrag zurück. Der Senat trat darauf in die
eigentliche Verhandlung ein. Es werden zunächst die Personellen
der Angeklagten festgestellt.

10 Feuerwehrlente verbrannt.

Brandkatastrophe und Wohnhauseinsturz in der peruianischen Hauptstadt

Lima (Peru), 16. Februar.

Ein in Brand geratenes zweistöckiges Haus stürzte
während der Löscharbeiten ein und begrub
zahlreiche Feuerwehrlente. Sehn davon ver-
brannten bei lebendigem Leibe, vier andere
wurden mit schweren Brandwunden aus den Trümmern
gezogen.

noch nicht fest, ob dem Mörder nicht noch bares Geld in die Hände
gefallen ist.

Eine Spur in Brandenburg.

Durch die weiteren Nachforschungen der Brandenburger
Kriminalpolizei ist im Laufe des Vormittags eine bemerkenswerte
Spur gefunden worden. Der alte Eckert, der nicht unverdächtig
war, hatte im vergangenen Jahre einem Berufscollegen, einem ver-
heirateten Schuhmacher namens Krüger, die Summe von 550 M.
geliehen, teils für einen Umzug, teils zur Erweiterung des
daniederliegenden Geschäftes. Für das Darlehen hatten die Eheleute
Krüger dem Geldgeber bis zur Zurückzahlung Maschinen und Möbel
verpfändet. Die Rückzahlung erfolgte aber nicht zum angelegten
Termin und zwischen dem Ehepaar und Eckert war es deshalb
widerholt zu heftigen Auseinandersetzungen ge-
kommen. Krüger und seine Frau sind festgenommen worden, da
sie gegen sie der Verdacht ruft, den alten Eckert erschlagen zu
haben. Beim Durchsuchen der Wohnung und Werkstatt des Er-
mordeten wurde festgestellt, daß ein braunlebernes Porzellan-
stück und eine kleine Kaffee- die im Schubkasten des Arbeitstisches ge-
standen hatte, fehlen. Wieviel Geld in den beiden Behältern war,
ist noch nicht bekannt. Von der Staatsanwaltschaft in Potsdam
wird voraussichtlich noch heute eine Belohnung für die Auf-
klärung des Raubmordes ausgegeben werden. Die Nachforschungen
und Ermittlungen gehen weiter.

Raubüberfall im Hausflur.

Ein schwerer Raubüberfall wurde in den Morgenstunden des
Sonntag in der Rieckstraße verübt. Im Hause Nr. 23 wohnt
das Ehepaar Meili, das gemeinsam ein großes Lokal in der
Rähe des Schlessischen Torcs betreibt. Gegen seine Gewohnheit war
der Mann am Sonnabend früher nach Hause gegangen. Frau
Meili blieb bis zum Schluß und rechnete mit den Angestellten ab.
Gegen 3 1/2 Uhr kehrte sie nach Hause zurück, als im dunklen Flur
plötzlich vier oder fünf Burtschen über sie herfielen. Die
Räuber verfehlten der Ueberraschten Hiebe auf den Kopf mit einem
Gummihüpfel, würgten sie am Hals und entrißten ihr einen Geld-
koffer, in dem die Tageslohnung in Höhe von 100 Mark war. Ehe die
Niedererschlagene sich erheben und um Hilfe rufen konnte, waren
die Stroiche mit der Beute gestürzt und eukommen. Jemandem
Verdacht, wer die Täter waren, kann die Ueberfallene nicht äußern.
Im Flur wurden noch eine Waise und ein Gummihüpfel gefunden,
die die Räuber zurückgelassen hatten.

Rätselhafte Vergiftungen.

Ganze Familie bewußtlos aufgefunden.

Unter eigenartigen Vergiftungserscheinungen ist in der
vergangenen Nacht die vierköpfige Familie des 26-jährigen
Dachdeckers Friedrich Ludwig, der im Hause Adalbert-
straße 95 wohnt, erkrankt.

Gegen 8 Uhr früh wurden Mieter durch die Hilferufe der
jungen Frau alarmiert. Als die Beute in die Wohnung eindringen,
fanden sie Ludwig und die beiden zwei und drei Jahre alten Kinder
bewußtlos auf. Frau L., die sich noch bis zur Tür hatte
schleppen können, hatte inzwischen ebenfalls die Bestimmung verloren.
In der Annahme, daß es sich um eine Gasvergiftung handelte,
wurden die Feuerwehr und die städtischen Gaswerke alarmiert.
Die Samariter konnten die Bewußtlosen durch Sauerstoff-
inhalationen bald wieder ins Leben zurückrufen.
Während Frau L. und ihre beiden Kinder in der Wohnung ver-
bleiben konnten, mußte der Mann ins Krankenhaus gebracht
werden. Sein Zustand besserte sich im Laufe des Vormittags aber
so weit, daß auch er wieder entlassen werden konnte.

Wie die polizeilichen Ermittlungen und die Nachforschungen
der Gaswerke ergeben haben, kommt eine Gasvergiftung
nicht in Frage, da der Gasautomat völlig leer und sämtliche
Hähne ordnungsmäßig verschlossen waren. Man glaubt vielmehr,
daß es sich um eine leichte Vergiftung durch verdorbene
Nahrungsmittel handeln wird. Die Untersuchung darüber
ist noch nicht abgeschlossen.

3000 Opfer einer Grubenkatastrophe?

Die geheimnisvolle Explosion im chinesischen Fuchunbezirk

London, 16. Februar.

„Times“ meldet aus Peking: Während die Süd-
mandschurische Eisenbahngesellschaft in Abrede stellt, daß
bei einer kürzlich erfolgten Explosion im Fuchun-
bezirk Menschenverluste zu beklagen waren, bleiben
chinesische Presseberichte aus Mukden weiter der
Meinung, daß mehr als 3000 chinesische Berg-
leute und 30 bis 40 japanische Obersteiger
in den Flammen ungelommen seien, als die
Direktion die Schließung des Schachts anordnete, um die
Ausbreitung des Feuers zu verhindern. Ein Telegramm
aus Nanjing besagt, daß das Innenministerium die Be-
hörden von Mukden um Entsendung von Beamten zur
Untersuchung der Vorfälle und zur Einleitung eines
Hilfswerks für die Familien der Opfer ersucht hat.

Neue Proteste gegen Sansouci-Riisch.

Auch am gestrigen Sonntag ist in verschiedenen
Stadtteilen von der republikanischen Bevölkerung gegen den
Film „Des Hölentkonzert von Sansouci“ energisch Stellung ge-
nommen worden. Die Welle der Empörung hatte diesmal auch auf
den Westen Berlins übergegriffen, wo in der Uhlandstraße bei
der Aufführung des Films in den Amor-Lichtspielen starker Protest
erhoben wurde. Zu weiteren Zwischenfällen kam es noch in
den Exzelliorlichtspielen in Neukölln und im Germani-
apalast in der Frankfurter Allee in Lichtenberg.

Wie aus zahlreichen Zuschriften und mündlichen Be-
schwerden an uns hervorgeht, haben sich Polizeibeamte, die
zum Schutz dieses monarchischen Films herangezogen wurden, sowohl
am Sonnabend wie auch am Sonntag gegen harmlose und völlig
unbeteiligte Passanten Uebergriffe zu schulden kommen lassen.
In erster Linie soll es sich um junge Beamte handeln, die nach den
Schlüssen ihrer Aufgabe nicht gewachsen zu sein scheinen.

Bewegter Sonntag in Spanien

Zusammenstöße und Verletzte

Madrid, 16. Februar. (Eigenbericht.)

Die republikanischen Parteien hatten am Sonntag nach sieben Madrider Theaterfällen zu öffentlichen Versammlungen eingeladen. Ehe die Massen anrückten, sperrte die Polizei auf Anordnung der Regierung die Säle. Darauf zogen Zehntausende in geschlossenen Reihen durch die Stadt zum Gefängnis, wo die republikanischen Führer saßen. Die Demonstranten wurden durch Gendarmen auseinandergetrieben, es gab Zusammenstöße, wobei viele Personen verletzt wurden.

Auch aus anderen Städten werden Zwischenfälle gemeldet. In Sevilla trieb die Polizei mit blanker Waffe eine Versammlung auseinander, wobei ebenfalls mehrere Demonstranten verletzt wurden. In Santander durchzogen bei strömendem Regen und trotz Polizeiverbot 7000 Mitglieder der republikanischen Vereine die Hauptstraßen, um die sofortige Freilassung der politischen Gefangenen zu fordern.

Arbeiterforderung: Republik!

Zu der Nacht zum Sonntag tagte das Exekutivkomitee der Sozialistischen Partei gemeinsam mit den Führern der Gewerkschaften; ihre mit Spannung erwarteter Beschlüsse lautete: „Spanien kann nur unter der Demokratie gehoben, und die Demokratie ist nur in der Republik möglich. Wir fordern deshalb Bruch mit der Vergangenheit!“

„El Socialista“ sagt in seiner Sonntagausgabe: „Das alte Regime ist endgültig tot, und wenn es eine Regierung geben kann,

die heute die öffentliche Meinung Spaniens widerspiegelt, so nur jene Regierung, deren Führer im Gefängnis sitzen.“

Die republikanischen Parteien verweigern die Teilnahme an einer neuen Regierung. Sie verlangen, daß der König Spanien einseitig verläßt, bis eine Nationalversammlung über die Staatsform entschieden hat. Auch die konstitutionellen Parteien wollen ihre Mitwirkung an einer Regierung verweigern, solange sie nicht die Garantie haben, daß sich der König jeder Einmischung enthält.

Der König hat zahlreiche Politiker aus allen bürgerlichen Parteien empfangen; aber es scheint zur Rückkehr zum konstitutionellen Regime zu spät zu sein. Es geht darum, ob der König ganz oder nur teilweise abdanken müsse. Die republikanischen Führer, die am Sonntag in Segovia zusammentraten, verlangten die Erklärung der Republik. Der Republikaner Zamora, der nach dem Aufstand von Jaca verhaftet worden war, erklärte Pariser Journalisten:

Der König muß sofort das Land verlassen. Wenn die Nationalversammlung seine Rückkehr beschließt, kann er wiederkommen, sonst aber nicht.“

Der liberale Parteiführer Santiago Alba, der aus Paris vom König nach Madrid zurückgerufen wurde, erklärte dem sozialistischen „Populaire“ telefonisch, daß er in Paris bleiben werde.

Eine Volksversammlung der sozialistischen Gewerkschaften in Barcelona verlangte sofortige Befreiung aller politischen Häftlinge, Wiederherstellung der Verfassung, Einberufung der Nationalversammlung, Anerkennung des Koalitionsrechts und Abschaffung der Ausnahmegeetze. In der Entschließung heißt es weiter, falls das von der Diktatur ausgeprochene Verbot der Gewerkschaften nicht innerhalb dreier Tage aufgehoben würde, werde der Generalstreik proklamiert.

des ersten Kapellmeisters der Städtischen Oper, notbracht worden ist, um die Vielzahl dieser durch die Not zusammengeführten Orchestermitglieder in die Einheit eines Sinfonieorchesters zu verwandeln. Man spürte ein Neuhohes an Anspannung der einzelnen Kräfte und des gemeinsamen Willens — ein Neuhohes, zu dem dieser Dirigent alle Mitwirkenden emporzureihen vermochte: Sinfonieorchesters, Beethovens-Interpret ganz großen Formates, wie bei dieser Gelegenheit, überraschend für manchen, offenbar wurde.

Als Solist wirkte Leonid Kreutzer; Meister seiner Kunst und seines Instrumentes, gab er im Es-Dur Klavierkonzert sein Bestes. Der Beifall des dichtbesetzten Hauses steigerte sich zu endlosem Jubel nach jeder Nummer, die Sinfonie schlug mit der Gewalt eines Elementarereignisses ein. Eine großartige Beethovens-Demonstration; auch ihr wirtschaftlicher Sinn muß klar geworden sein. Wir können dem hier arbeitslos gewordenen Berufsmusiker nicht Arbeit schaffen, aber dieser leidenschaftliche Hilferuf, dieser Aufruf zum Kampf gegen die Konkurrenz nichtberuflicher Schwarzarbeit, gegen ihre wirtschaftlichen und kulturellen Gefahren kann nicht überhört werden. Die organisierten Berufsmusiker haben sich zum Dienst am großen Werk Beethovens bekannt; zugleich aber stand Beethovens revolutionäre Kraft werdend alarmierend im Dienste der Musiker. Klaus Pringsheim.

Skandal szenen in der „Affäre Dreyfus“.

Esterhazy Tochter mißhandelt Richopin.

Das Theaterstück „Die Affäre Dreyfus“ hat in Paris zu neuen Kundgebungen geführt. Die Vorstellung wurde wieder von einem Teil der Zuschauer durch Rufe und Pfeifen unterbrochen. Da die übrigen Zuschauer gegen die Ruhestörer protestierten, kam es zu heftigen Auseinandersetzungen im Publikum und zu Handgreiflichkeiten. Die Polizei nahm elf Verhaftungen vor.

Der Schriftsteller Richopin, der für die französische Fassung des Stückes zeichnet, erhielt im Theaterbüro den Besuch einer Tochter Esterhazy, die ihm in scharfen Worten vorwarf, daß er das Andenken ihres Vaters, des Majors Esterhazy, verunglimpfe. Im Verlauf der Auseinandersetzung zog schließlich die junge Dame eine Reitpeitsche aus ihrer Handtasche und versetzte Richopin zwei Schläge ins Gesicht. Beim Verlassen des Theaters zer schnitt die Köcherin noch sämtliche Plakate mit einem Messer.

Die Zukunft des Schiller-Theaters.

Die Stadt Berlin, von der der Intendant der Staatstheater das Schiller-Theater gepachtet hat, soll veranlaßt werden, das Theater mietfrei dem preussischen Staat zur Verfügung zu stellen, der nur in diesem Falle die Weiterbespielung des Schiller-Theaters in Erwägung ziehen will. Auf der anderen Seite wird aber auch damit gerechnet, daß die Schiller-Theater U. G. eine selbständige Bespielung vornehmen wird. In diesem Falle allerdings wäre ein städtischer Zuschuß Voraussetzung, so daß dann die Stadt Berlin neben der Oper auch über ein eigenes Theater verfügen würde. Bei der herrschenden allgemeinen Theaterkrise ist indessen auch zu erwarten, daß die dafür benötigten Mittel nicht aufgebracht werden können, so daß mit der nächsten Saison das Schiller-Theater seine Pforten schließen müßte.

Prof. Deisinger erhält den Lessing-Preis. In Braunschweig Landestheater fand die feierliche Ueberrichtung des vom Reichspräsidenten gestifteten Lessing-Preises für die beste Arbeit über das Thema „Lessings Weltanschauung“ statt. Das Preisrichter-Kollegium hat den Preis dem Universitätsprofessor Dr. Hans Deisinger, Jena, zuerkannt. Lobend hervorgehoben wurden ferner von den Preisrichtern Arbeiten die von Privatdozent Dr. von Hise, Bonn, Oberredakteur Albert Nolte-Wagner, Berlin, und von Dr. Müller, Danzig.

„Die Dreigroschenoper“ von der Filmprüfstelle genehmigt. Der Tonfilm „Die Dreigroschenoper“, Regie: G. B. Pabst, wurde von der Kammer der Filmprüfstelle Berlin unter Vorbehalt des Herrn Regierungsrat Zimmermann mit nur zwei geringfügigen Änderungen zur Vorführung für das gesamte Deutsche Reich zugelassen.

Der Rechtsanwalt Dr. Bruno Springer ist im Alter von 57 Jahren gestorben. Neben seiner Anwaltsstätigkeit hat er sich seit Jahren mit wissenschaftlichen, besonders mit biologischen Forschungen beschäftigt und eine Reihe von Werken veröffentlicht: „Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben“, „Die genialen Synthesen“, „Die Seele der Vögel“, „Bau seines aus drei Bänden bestehenden Werkes: „Kulturbiologie“ ist nur der erste Band; die Blutmischung als Grundbaustein des Lebens“ erschienen. Von den beiden anderen Werken: „Der Einfluß der Baden auf die Kultur der Welt“ und „Pflanzenwachstum und Zukunft“ ist es nur zur Vorbereitung des 2. Bandes gekommen.

Ein Schauspieler-Nachfolgefall von „Eden ist die Welt“ findet heute, 20. Uhr, im Metropol-Theater in der Premierendebütierung statt. Karten: Reichstr. 11, Zimmer 15.

Der Tod der Artistin.

Lilian Leibel in Kopenhagen gestorben.

Kopenhagen, 16. Februar.

Die junge deutsche Luftakrobatin Lilian Leibel, die vor ihrem Kopenhagener Engagement im Berliner Wintergarten aufgetreten war, ist am Sonntagmorgen ihren Verletzungen erlegen. Sie war bekanntlich vor drei Tagen bei einer Vorführung im „Palencia“ abgestürzt. Noch am Sonntagmorgen wollte ihr Gatte, der am Berliner Wintergarten auftritt, an ihrem Krankenlager. Die Ärzte glaubten, daß keine unmittelbare Gefahr bestünde. Am Sonntagvormittag hieß es, die Künstlerin befinde sich auf dem Wege der Besserung. Am Nachmittag starb sie plötzlich.

Faschistenattentat in Brüssel.

Die verhafteten Täter geständig.

Brüssel, 16. Februar. (Eigenbericht.)

Der Vorsitzende und der Sekretär der belgischen Faschistenorganisation „Nationale Legion“ wurden verhaftet.

Die Verhaftung geschah infolge der Explosion einer Feuerkugel im Gebäude des belgischen Rundfunks. In einem anonymen Schreiben war dieses Attentat für den Fall angekündigt worden, daß anfänglich der „Sozialistischen Stunde“ im Rundfunk die Internationale gespielt werden würde. Bei einer Hausdurchsuchung in dem Lokal der „Nationalen Legion“ wurde eine Wundschur gefunden, die der der Kugel genau gleich. Nach ihrer Verhaftung gestanden die beiden Obergesetzten, die Urheber der Explosion gewesen zu sein. Sie wollten jedoch die Sache mehr als Scherz gebacht und nicht erwartet haben, daß die Kugel irtümelnd einen Sach- oder gar Personenschaden anrichten würde. Tatsächlich erlitt ein Besucher der Sendestelle erhebliche Brandwunden.

Messer für Berlin: Ueberragung zu Zaumelner, trübe mit Niederlagen. — Für Deutschland: Im Nordosten nach Frostwetter, samt allgemein Besserung. Ueberall trübe mit verheerenden Niederlagen.

Lessing von heute.

Heitere Matinee im Schauspielhaus.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein. Wir wollen weniger erheben, Doch heißiger gelesen sein.“

Wird der Wunsch, den Lessing in diesem Epigramm ausspricht, heute noch erfüllt? Lessing ist anerkannter Klassiker und damit Leitlinie für die Oberstufe der Schulen geworden. Die wenigsten Erwachsenen haben noch irgendein Verhältnis zu seiner klugen, geistvollen, sprachschönen Prosa, zu seinen wichtigen Epigrammen, zu seinen Dramen, in denen eine viel tiefere Psychologie steckt, als uns viele respektvolle Bühnenaufführungen ohne lassen. Das Schauspielhaus, das in einer Matinee aus Anlaß des 150. Todestages den „Heiteren Lessing“ zu zeigen verspricht, schien damit auch nicht mehr als eins der offiziellen Literaturgeschichtssporträts des Dichters zu verzeichnen. Blödsinnig erklärt es sich damit, daß die Veranstaltung nur sehr gering besucht war.

Die Matinee brachte eine höchst angenehme Ueberraschung. Sie hatte zwar auch die Museumsfigur des Dichters ein wenig hervor,

Heinrich Heine zum Gedächtnis.

Ludwig Hardt im Renaissance-Theater.

Heinrich Heine hat in Ludwig Hardt einen Interpreten gefunden, der ihm gerecht wird — der ihm gerecht werden kann, weil er den großen Geist in seinem ganzen Umfang begreift. Hardt vermag alle Lüne nachzufühlen, die Heine ansetzt, von den zarstesten Klängen verklärter Sehnsucht bis zu den Dissonanzen scharfster Satire, bitterstem Zynismus. Immer wieder verkündet er den Dichter vom Vortragspodium, immer wieder ganz von ihm gepackt. Immer wieder erleben die Zuhörer in den immer wieder gehörten Worten Heine neu.

Am 75. Todestage des Dichters sprach Hardt ihn im Renaissance-Theater. Er beweihräucherte ihn nicht mit einer Gedenkrede; er erweckte ihn in seinen Dichtungen: den politischen Dichter, den Ankläger, den romantischen Lyriker, den Mann aus der Tragengruft. Nicht Hardt — Heine selber sprach das Schlusswort über den Dichter, das schönste, was in einer Gedenkfeier über ihn gesagt werden konnte: Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme!

Tanzpoffen.

Bausaine für die Zukunft.

Nachvorstellung im Theater am Schiffbauerdamm. Drei Tanzaktive, die Cläre Eckstein mit ihrer Darntänzer Gruppe vorführte: „Ein höherer Beamter“, „Die Gestrandeten“, „Soiree“. Reihen von Tänzen und Szenen, zu pantomimischen Einheiten lose gefügt. Man hat keine Zeit, nach Sinn und Inhalt der Spiele zu fragen; in wechselndem Wechsel drängen sich die Geschehnisse, nach Art alter Ausstattungspoffen vom Geist des höheren Bildnisses befüllt. Ueberraschende Einfälle choreographischer und szenischer Art, technische Bravour, tänzerische Einzelleistungen ersten Ranges lassen nicht zu früherer Ueberlegung kommen. Ein ununterbrochenes lebendes Furore überläßt alle Eindrücke. Gegenstand der parabolischen Satire ist in der „Soiree“ der gesellschaftliche und künstlerische Still jener Epoche, in der die europäische Bourgeoisie die wildesten Orgien kulturreicherer Gesellschaftslosigkeit feierte: im Frankreich des zweiten Kaiserreichs, im Deutschland der sogenannten Gründerjahre. Man lacht über groteske Verzerrung und hat dabei das gruselige Gefühl des Tanzens auf einem Vulkan. Geistessturz in großen Rhythmus und Licht. Modernere Typen erscheinen im Reigen der „Gestrandeten“, gipfelnd in der nächsten stumpfen Bacchantin des tanzenben Wandervogels. Den Schluß machte die bekannte Quadrille aus der „Regimentstocher“. Prachtvolle Einzelleistungen: Edwin Denby, Alfred Bauhaus, Cläre Eckstein, Anneliese Garbe, Irene Scheinping.

Das Ganze liefert Material zur Tanzkomödie der Zukunft. Zunächst nur Material. Was noch mangelt, ist die Zusammenfassung, die organische Gestaltung der Details, die sinnvolle Abordnung und Gipfelung der wertvollen dramatischen Bausteine.

J. S.

Beethoven-Demonstration.

Arbeitslosenkonzert in der Städtischen Oper.

Ein schöner Gedanke, ein erschütternder Eindruck: 160 arbeitslose Musiker, zu einem Riesenorchester verbunden, bekennen in einem Konzert, das zur erhebenden Beethovensfeier wird, ihren kollektiven Willen zur großen, hohen, unergänzlichen Musik. Die erwählte Arbeitslosigkeit, die sich bietet, nehmen sie wahr, nicht nur, um an der anspruchsvollsten Aufgabe ihre Leistungsfähigkeit zu erproben, sondern zugleich ihren Teil des Dienstes an der deutschen Musikkultur zu fordern.

Im Massenreid der Arbeitslosigkeit zeigt der Ausschnitt, in dem wir hier blicken, seine besondere Tragik. Es handelt sich nicht allein um brotlose Arbeitskräfte von außerordentlicher Qualifiziertheit, in der persönliche Begabung, langjährige Schulung und Körpererfahrung zusammenschließen; es handelt sich auch um Menschen, die das Leben in die Bezirke künstlerischer Verantwortlichkeit herufen hat. Die Öffentlichkeit vergißt oder übersteht in einseitiger Ueberbewertung des Dirigenten und seiner individuellen Leistung allzu oft, wie groß an dieser Leistung der individuelle Künstleranteil jedes Einzelnen ist, der im Orchester sitzt und als Einzelner solistisch darin verschwindet. Angesichts dieser schuldlos Benachteiligten, die das Glück solcher hohen Mitverantwortung als seltene Feiertage erleben, werden wir daran erinnert.

In der Symphonie-Ouvertüre und noch mehr in der Fünften Symphonie war die außergewöhnliche Arbeit zu spüren, deren es bedarf hat, und die unter der Führung Dr. Fritz Sieders,

Preismaskenball 1931



Prinz Carneval: „Du siehst so wunderbar dämlich aus. Du triffst den 1. Preis. Nun kannst du aber deine Nase abnehmen.“

Razi: „Das geht nicht. Das ist alles Natur.“

zeigte sie in einigen anaktontischen Versen, deren Betonung teilweise viel leuchtender wirkte als ihr Text. Aber schon zu Beginn der Veranstaltung gab Lothar Mühlert eine Reihe von Epigrammen als Probe dafür, daß Lessing, der spöttischste Seelenkennner, noch sehr lebendig ist. Die Aufführung des Einakters „Die Matrone von Ephesus“ bewies das vollends.

Man spielte die Soiree auf die eheliche Treue mit den Teilerergänzungen von Emil Volkelt, der als Schauspieler und Schriftsteller 1880 starb. Tragedem man also auf jede betonte Neubearbeitung verzichtete, wirkte die Komödie so blank und unverbürgt, als sei sie eben fürs Theater geschaffen. Menschliche Schwächen, menschliche Grundbegehren werden eben auch durch die Jahrhunderte nicht verändert — das ist das Geheimnis des Erfolges aller klassischen Bühnenwerke. Und niemand, der diese Aufführung der „Matrone von Ephesus“ erlebte, wird daran zweifeln, daß das kleine Werkchen es verdient, in diese Reihe gestellt zu werden. Leopold Lindtberg hatte es mit Liebe und Verständnis in Szene gesetzt, Maria Bard, Annemarie Jürgens, Hans Otto und Zeit-Horlan spielten ihre Verzweiflung, Tröstungs- und Liebes-szenen im Stadtwald mit Witz und Anmut. Das Schauspielhaus sollte den Einakter in den Abendplan übernehmen; wenn es nur eine einigermaßen würdige Programmergänzung dazu findet, dürfen diese Abende Kassenerfolge werden. Trade E. Schulz.

Der „kluge“ Zeitgenosse

Geistesgrößen im Spiegel der Zeitkritik

Eine wertvolle Auswahl von Fehlurteilen über berühmte Zeitgenossen bietet ein Büchlein, das im Verlag von Riels Kampmann in Heidelberg erschienen ist und sich betitelt: „Der kluge Zeitgenosse“. Der Verfasser, Rudolf K. Goldschmidt, hat aus zwei Jahrhunderten Beispiele gesammelt. Die Dichter sind dabei am besten weggekommen: 19, durchwegs Träger bedeutender Namen, sind aufgeführt. Die Musik kommt schon schlechter weg: unter den 9 Komponisten vermischt man Brahms, Brudner, Röhler, Hugo Wolf. Am tiefmütterlichsten sind die bildenden Künstler behandelt, und doch hätten sich bestimmt mehr Maler austreiben lassen als Leibl, Feuerbach, Thoma und Liebermann, von denen sich jeder mit ein paar dürftigen Zeilen begnügen muß. Man denke an Marcks, an Eisevogt, an Corinth, an Uhde! In Philosophen sind Kant, Hegel und Nietzsche vertreten. Der Ersatz des lächerlichen und frömmelnden Friedrich Wilhelm II., der den siebzehnjährigen Kant des „Nichtbrauchs seiner Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der Heiligen Schrift und des Christentums“ zeugt, ist besonders bemerkenswert.

Am ausgiebigsten haben sich die Kritiker mit Goethe befaßt. Der von Lessing so gründlich heimgeschickte Hamburger Hauptpastor Göze schreibt erstlich über den „Werther“: „Ich kann dem Verfasser der „Leiden des jungen Werther“ die Schwachheit unmöglich zutrauen, daß er sich habe einbilden können, daß die groben Trugschlüsse, welche er seinem Helden zur Verteidigung des Selbstmordes in die Feder legt, einigen Eindruck auf gefetzte Gemüter machen könnten. Selbst bei dem großen Haufen werden sie wenig Wirkung tun.“

Am selben Jahre 1775 wurde das Werk in Sachsen durch die Zensur verboten auf Grund eines Gutachtens des Leipziger Professors Ernesti, in dem es heißt: „Da die Schrift alle üble Impressionen machen kann, welche, zumal bei schwachen Leuten, Weibspersonen, bei Gelegenheit aufwachen, und ihnen verführerisch werden können, so hat die Theol. Fakultät für nötig gefunden, zu sorgen, daß die Schrift unterdrückt werde.“

Zwei preussische Monarchen finden sich unter Goethes Ögeln. Friedrich II. schreibt 1780 in französischer Sprache — mehr er der deutschen nicht mächtig ist —: „Da gibt es auch noch einen „Göz von Berckhingen“, der auf der Bühne erscheint, eine miserable Nachahmung dieser schlechten englischen Theaterstücke (gemeint ist Shakespeare) und das Parquet flachte Beifall und forderte mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plotschichten.“

Von schlecht sich fühlend der „Joni“ so ganz anders geartete Friedrich Wilhelm III. an, der am Jahre 1826, also zu einer Zeit, in der Goethes Name bereits weltbekannt war, folgende Kabinettsorder ausgeben ließ: „In der „Vossischen Zeitung“ vom 20. und 31. v. M. ist die Feier des Geburtstages des Geheimen Rates von Goethe, welche ein hiesiger Verein veranstaltet hatte, mit einem ganz unangenehmen Wortgepränge und mit einer Unzufriedenheit beschrieben, die nicht ausgebeuteter sein könnte, wenn die Anwesenheitspflicht eines Monarchen angezeigt würden. Für die Zeitungen paßt höchstens nur eine kurze Anzeige von einem Fest und ich beauftrage Sie daher, den Zensur der Berliner Zeitungen danach anzuweisen.“

Unter den zahlreichen verständnislosen Kritikern Goethischer Werke, die man unmöglich alle aufzählen kann, findet sich auch der berühmte Eugen Dühring, der es noch im Jahre 1893 fertigbringt, eins der schönsten Gedichte, die „Harzreise im Winter“, als präbilerischer Schmutz zu bezeichnen. Derselbe Eugen Dühring, den Friedrich Engels so herrlich abgeführt hat, bricht auch den Stab über „Wilhelm Meister“, den er durchaus unmarxistisch findet. Viel verwunderlicher freilich ist es, wenn ein Dichter, dem man doch immerhin einige Weisheitsgötter zutraut, nämlich Friedrich Hebbel, diktiert: „Goethes „Stella“ ist ein durchaus unfittliches Produkt.“

Etwas anderes ist es, wenn Männer wie Ludwig Börne oder Heinrich Heine an der Persönlichkeit Goethes Anstoß nehmen. Börne schreibt: „Herr Goethe, was ist das für ein Mensch! Welcher Hochmut, welche Hoffart!“ Und Heine meint: „Goethe ist 80 Jahre alt geworden und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! Das ist dein größter Mann!“ Er wird dabei an die immer reaktionärer werdende Haltung des alternde Dichters gedacht haben.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Goethe selber über einen Heinrich von Kleist geradezu vernichtende Worte geschrieben hat, die gewiß viel dazu beigetragen haben, die Tragödie dieses Unglücklichen zu vollenden. Ueber den „Zerbrochenen Krug“ weiß er nichts anderes zu sagen als: „Ein problematisches Theaterstück, das gar mancherlei Bedenken erregt und eine höchst ungünstige Aufnahme zu erheben hatte.“ In dieser „ungünstigen Aufnahme“ war der Weimarer Theaterdirektor Goethe selber mit schuld, indem er aus einer meisterhaften Komödie eine abgeschmackte Posse machte.

Ueberhaupt hat ja kaum ein anderer deutscher Dichter so viel unter der Verständnislosigkeit seiner Zeitgenossen zu leiden gehabt, wie gerade Heinrich von Kleist. Franz Grillparzer widmet Kleists Erzählungen folgende Worte: „Die Erzählung ist gut, zum Teil vorzüglich. Und doch wandelt sich ein äußerst widerliches Gefühl bei der Lesung an. Es ist offenbar die Haltlosigkeit, die Selbstzerstörung des Verfassers, die aus allem herausleuchtend, diesen Eindruck hineinbringt.“

Man darf aber nicht glauben, daß etwa Schiller von der Kritik seiner Zeit glimpflicher behandelt worden wäre. Die „Königlich privilegierte Berlinische Staats- und Gelehrten-Zeitung“, die „Lante Boh“, schreibt unter dem 27. Juli 1784 über „Kabale und Liebe“: „Es ist eitelhaft, in solchem Schillerischen Wust zu wählen. In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in diesem Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann... So schreiben, heißt, Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten... Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angeht, wird unter seinen Händen zu Scham und Blase.“

Zum Schluß noch ein paar Ansichten über den „Zukunftsmusiker“ Richard Wagner. Strindberg hat ihn noch 1900 den

„musikalischen Vertreter des Bösen“ genannt. Friedrich Hebbel „wagt nicht zu unterscheiden, ob diese Musik mehr die Seele angreift oder das Rückenmark schüttelt. Das pfeift, zischt, klingelt, rauscht, stürmt, als ob auch die Steine Töne und Summen erhalten sollten und man wundert sich nur, daß man beim letzten Tatsächlich nicht samt dem Komponisten und dem ganzen Theater in die Luft fliegt.“

Das Aeußerste an Wagner-Feindschaft hat sich bekanntlich der Wiener Musikdirektor Eduard Hanslick geleistet. Er läßt sich in der „Neuen Freien Presse“ einmal folgendermaßen aus: „Die maßlose Selbstvergötterung hat hier einen Gipfel erstiegen, auf dem

ein Mensch mit gesunden Gehirnfunktionen nicht mehr zu ahnen vermag. Man muß unwillkürlich an den alttestamentarischen Vorgänger Wagners, an König Nebukadnezar denken, der sich solange für einen Gott hielt, bis er sich in einen ganz gewöhnlichen Dämon verwandelte, Heu fraß und von Berdi in Rusik gefressen wurde.“

Inzwischen haben wir uns daran gewöhnt, auch beim Anhören Wagnerscher Musik zu atmen, ebenso wie wir über „Kopf und Herz“ Schillers sehr viel vorteilhafter denken, als der biedere Rezensent der „Königlich privilegierten Berlinischen Staats- und Gelehrtenzeitung“ im Jahre 1784. Hermann Hieber.

Abstecher nach Afrika

Ein Abenteuer von noch nicht 24 Stunden

Von der Südspitze Spaniens ist es nur ein Ragensprung bis Nordafrika. Bei klarer Luft läßt sich unschwer die Hügellinie, die die marokkanische Küste säumt, erkennen. Nur die Meeresstraße von Gibraltar, an der schmalsten Stelle kaum 15 Kilometer breit, trennt die beiden Erdteile.

Ich war bis hier herunter getrippelt, um dem dunklen Erdteil einen Besuch zu machen. Auf dem deutschen Konsulat in Granada hatte man mir gesagt, daß ich ohne weiteres hinüberfahren könnte, da ich im Besitze eines spanischen Einreisepaßes sei.

Also auf nach Algeciras! Dieses freundliche südpansische Städtchen mit seinen blendendweiß getünchten Häusern liegt 8 Kilometer westlich von Gibraltar, durch die Bay von Algeciras von der englischen Festung getrennt. Von hier sollte nachmittags um 4 Uhr ein Dampfer nach Ceuta, der nächsten Hafenstadt in Marokko, abgehen.

In der vierten Stunde lief auch der Dampfer ein, letzte Passagiere an Land, nahm neue an Bord, und pünktlich um 4 Uhr wurden die Hebelkause vom Kai gelöst, die Maschinen begannen zu stampfen, der Dampfer beschrieb eine elegante Wendung, dann ging es zur Hafeneinfahrt hinaus — die Verbindung mit Europa war gelöst. Die Passagiere des Schiffes bestanden in der Hauptsache aus Offizieren und Soldaten, die vom Urlaub in ihre marokkanische Garnison zurückkehrten, sowie aus Händlern und Kaufleuten.

Als der Dampfer die Bay hinter sich gelassen hatte und im freien Wasser der Meeresstraße war, nahm er direkten Kurs nach Süden, Marokko zu. Langsam verschwanden die europäische Küste und der steil aus dem Meer ragende Fels von Gibraltar im Sonnendunst, während gleichzeitig vor uns die arabischen Küstenberge sichtbar wurden. Klarer und schärfer wurde mit jeder Minute die Gegend, auf die wir zutrueten. Eine terrassenartig einen Berg emporstührende, festungsgekrönte Stadt mit flachen, weißen Häusern tauchte auf: Ceuta!

Nach reichlich anderthalbstündiger Fahrt legte der Dampfer an. Ich beehrte mich, an Land zu kommen. Unten war Paßkontrolle, Arglos und siegesicher überreichte ich meinen Paß.

Hallo! Der Beamte steckte meinen Paß in die Tasche und übergab mich einigen hinter ihm stehenden Soldaten.

„Was soll das?“

Keine Antwort. Ich wurde von drei Soldaten in die Mitte genommen und abgeführt. Durch den Hafen ging der Marsch am Bahnhof vorüber in die innere Stadt. Die Leute sahen mir nach. In einer der Hauptstraßen traten wir in ein Haus. Wir schritten erst durch ein Hühnergäßchen, dann durch einen mit Risten und Kisten gefüllten Raum, nun kam ein leeres Vorzimmer, und dann war endlich die Kammer erreicht. Der Paßkontrolleur sah schon am Bernehmungstisch. Vor ihm lag neben allerhand Schreibmaterial mein Paß.

Woher? Wohin? Warum? Ganze Aktenbogen wurden ausgefüllt. Meine Kleidung und mein Rucksack wurden untersucht. Und zu guter Letzt erfuhr ich, was ich „verbrochen“ hatte: ich hatte unterlassen, mir ein besonderes Visum für Marokko zu besorgen! Mein Hinweis auf die Auskunft des deutschen Konsulats begegnete einem Achselzucken: „Was weiß ich von dem!“ Im übrigen war die Behandlung äußerst höflich und unterschied sich vorteilhaft von dem groben Kasernenhohn mancher deutschen Amtsstellen.

Nach der Bernehmung verließ der Beamte mit meinem Paß das Zimmer: warten! Es war kurz nach 6 Uhr. Als es 7 Uhr war, wartete ich immer noch. Es wurde 8 Uhr und ich wartete noch immer. Die Soldaten im Zimmer wechselten von Stunde zu Stunde, sie hielten Straßendienst. Die Neuantkommenden betrachteten mich jedesmal wie ein Wunderkind. In Gespräche ließen sie sich nicht ein. Um 9 Uhr endlich kam ein Beamter in Zivil in den Raum: „Sie können sich in der Stadt ein Quartier suchen. Seien Sie morgen vormittag um 10 Uhr wieder hier.“

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, nahm meinen Rucksack und verduftete, um ein Gasthaus aufzufinden. Überall wurde ich abgewiesen. „Alles besetzt!“ immer wieder die Antwort! In einigen Fondas wurden so unverschämte Preise gefordert, daß ich mich dafür bedankte. Einige Male war ich so durch die Stadt geeilt, in der massenhaft Soldaten aller Truppengattungen auf und ab schlenderten. Da es bereits städtendunkel war, beschloß ich, im Freien zu schlafen, wie ich das drüben in Spanien so oft getan. Aber auch daraus wurde nichts. Denn Ceuta liegt auf einer Halbinsel, ist fast rings vom Meer umschlossen, und wohin ich mich im Dunkeln auch wandte, immer wieder geriet ich ans Wasser, in dessen Nähe es zu kühl zum Schlafen war.

Am Fuße eines Berges sah ich auf einem fahlen Hang gegen den hellen Sternenhimmel hin die Silhouette einiger großer Gebüsch. Pos! Ich war aber noch nicht weit gekommen, da hing ich mit einemmal im Stachelndraht! Versucht und zugenäht! Beileistungsanlagen! Also schleunigst Fertiggeld! Denn wurde ich hier erwischt, gab es ernste Unannehmlichkeiten. Zurück in die Stadt. Was nun? Eine Nordswart im Leibe kehrte ich — es war unterdes Rittersnacht geworden und die Straßen fast menschen-

leer — auf die Wache zurück: den Paß her oder eine Zelle zum Uebernachten! Paß? Nicht da. Aber übernachten? Bitte! Man führte mich in den leeren Vorraum, zeigte auf eine dort stehende Gartenbank. Die Stiefel aus, auf die harte Bank gehauen, Rucksack untern Kopf und schon schlief ich.

Als ich aufwachte, fehlten noch einige Stunden bis 10 Uhr. Ich ging ins Freie. Lebhafter Verkehr herrschte schon wieder auf den Straßen, sofort war ich von dem bunten Treiben gefesselt. Denn wenn auch viele Spanier in Ceuta wohnen, den Hauptteil der Bevölkerung stellen doch die Araber und Mauren, die in bunten Gemäubern oder den weißen Buras gehüllt, Fez oder Turban auf dem Kopf, gravitätisch durch die Straßen fliegen oder vor den Cafés sitzend ihren Kaffa schlürfen.

Um 10 Uhr meldete ich mich wieder auf der Wache! Der Kommissar war schon da. Noch einmal wurde ein kurzes Verhör angestellt, dann erhielt ich meinen Paß zurück: „Um 12 Uhr geht ein Schiff nach Europa, mit dem werden Sie hinüberfahren. Ein Soldat wird Sie begleiten, entweichen können Sie nicht. Und kommen Sie nicht zum zweitenmal ohne gültige Papiere, Sie dürften nicht so glimpflich davonkommen!“

So mußte ich mich denn mit einem Soldaten als Begleiter wieder auf den Weg zum Hafen machen. Noch einmal nahm ich die fremden, farbigen Bilder in mich auf. Der Soldat, ein blutjunges, freundliches Kerchen, ging mit bis zum Schiff, schüttelte mir, als ich die Schiffstreppe hinanstieg, zum Abschied die Hand. Mein Abstecher nach Afrika war zu Ende. R. Schneider.

Erna Büsing:

Geheimnis der weißen Zähne

Die Bewohner Asiens und Afrikas verdanken, soweit sie dem Islam angehören, ihre auffallend weißen Zähne einem religiösen Brauch.

Mohammed hat es dem Moslem zur Pflicht gemacht, sich die Zähne mit Nishwat zu putzen. Nishwat ist ein geschmackloses Stück Holz von einem Steppenbaum. Er kommt in Arabien vor, heißt Erat (wie Arak ausgesprochen), doch darf er trotz Namensgleichklang auf keinen Fall zu unliebsamen Verwechslungen mit dem Arak führen. Im trockenen und halbtrockenen Zustande wird sein Holz, dessen Fasern borstenartig sind und tafelförmig die bei uns übliche Zahnbürste ersetzen können, gebraucht. Die Säfte, die im Baum zirkuliert haben, sind in dem Stück Holz in idealer Konzentration festgehalten, sie sind herb und wirken desinfizierend. Zugleich reinigen und erfrischen sie. Darum findet auch in Arabien niemals eine Zahnpasta Verwendung. Das Holz ist billig; in unsere Währung umgerechnet, bekommt man für 5 Pfennig ein Bund von zehn Stücken, die je 20 Zentimeter lang sind. Verkauf wird der Nishwat von den Attardas (den Parfümveräußern), die in ihren Auslagen sämtliche Gewürze Arabiens samt ihren Wohlgerüchen beherbergen. Die Bauern holen sich den Nishwat selbst von den Bäumen. Ebenso wird der Zahnschmerz direkt der Natur entnommen; er besteht aus gedörrten Blumenkengeln. Diese Zahnpflanze, ganz auf natürliche Grundlage aufgebaut, wird von jedem geübt, ob reich oder arm.

Zu den Pflichten, die Mohammed dem Moslem auferlegt hat (die Pflichten stellte Mohammed klugerweise vor den Befehl), gehören die gründlichen Waschungen, die morgens, mittags, nachmittags, abends und vor dem Schlafengehen vorgenommen werden müssen. Ferner müssen nach der Mahlzeit Hände und Mund gereinigt werden, und zwar mit Seife, und wenn in ländlichen Gegenden die Seife unbekannt ist, dann tut dort Erde die gleiche reinigende Wirkung. Dabei sind die Spülungen des Mundes derart ausgiebig, daß sie einem Gurgeln gleichkommen.

Wie mancher Europäer seine Zigarette, so hat der Moslem, ganz gleich ob er nun Sonalinger, Beduine oder Acker ist, seinen Nishwat bei sich. Wenn er mit ihm nicht gerade seine Zähne bearbeitet, verbirgt er ihn in den Falten seines Gewandes. Da das Zahneputzen eine religiöse Handlung ist, darf man es, ohne Anstoß zu erregen, überall vornehmen, selbst in der Gesellschaft. Gelten die saubersten Zähne doch als der Maßstab für die Innenkultur eines Menschen!

Das Kind lernt in islamischen Gemeinschaften von Jugend auf die Zähne auf das Sorgfältigste zu pflegen. Es darf getrost in harte Gegenstände beißen, nur ist ihm das Küsseln während des Zahnewechsels verboten. Es wird ihm gedroht: „Schonst du jetzt deine Zähne nicht, dann bekommst du Efelzähne.“ Der Gedanke an Efelzähne aber scheint tatsächlich jeden Mutwillen zu dämpfen. Die jungen Männer hingegen gebrauchen ihre Zähne regelrecht als Werkzeug. Sie finden das recht bequem und sind es nicht anders gewöhnt. Und sie dürfen diesen Zähnen sehr viel zumuten, die sie fast andauernd mit ihrem Nishwat bearbeiten, indem sie stets an dem Stückchen Holz lutschen und saugen, ohne einem smarten amerikanischen Kaugummiabfabrikanten das Vermögen für einen Zahnpolier zusammenzulassen.

Berlin sendet:

Abendprogramm und Kulturaufgaben

Man darf befriedigt feststellen: Die Gestaltung des Abendprogramms ist in diesem wesentlichen besser geworden. Und nach den **Verheißungen**, die der Intendant A. Christian für den Ausbau des Abendprogramms des Deutschlandsenders machte, kann man wohl hoffen, daß sich noch weiter manches zur Freude der Hörer entwickeln wird. Intendant Christian betonte vor allem die Bedeutung des Doppelprogramms für die Funkteilnehmer. Daß es nicht leicht ist, dieses Doppelprogramm so zu schaffen, daß es wirklich den verschiedensten Anforderungen gerecht wird, steht außer Frage. Wir haben drei deutsche Großsender: die von Heilsberg, Rühland und Königs-Wusterhausen. Die Darbietungen dieser drei Sender überstrahlen ungefähr ganz Deutschland und müssen also die Ergänzung zum Programm des nächstgelegenen Ortsenders liefern. Die Grundlage für einen brauchbaren Ausbau der Programme muß daher durch enge Zusammenarbeit aller deutschen Sender gelegt werden. Auch dann werden noch keinesfalls alle Hörer voll befriedigt werden. Erst wenn genügend praktische Erfahrungen gesammelt wurden über die Reichweite der Großsender bei Verwendung der gebräuchlichsten Empfängertypen, kann solche Zusammenarbeit für die Programmgestaltung sich richtig auswirken.

Der Deutschlandsender soll, wie den Hörern mitgeteilt wurde, in der Hauptsache **wesentliche Abenddarbietungen** der verschiedensten Ortsender übernehmen, vor allem künstlerisch hochwertige Veranstaltungen, die besonderen Aufwand erfordern und die vielleicht überhaupt nur schwer zustande zu bringen wären, und Darbietungen, die für die Gegend ihres Senders charakteristisch sind. Mit diesen Absichten dürften alle Hörer grundsätzlich zufrieden sein. Wie allerdings ihre praktische Verwirklichung aussehen wird, muß man abwarten; so einfach, wie die Theorie klingt, ist sie jedenfalls nicht. Sendungen so ausgesprochenen Charakters stehen nämlich keinesfalls Abend für Abend zur Verfügung, sie stellen im Gegenteil Ausnahmen dar. Deshalb künstlerische Maximalleistungen so selten sind, ist ein Kapitel aus der Kulturpolitik der deutschen Sendegesellschaften, das hier nicht erörtert werden kann. Die Tatsache aber sieht fest und dürfte auch in ihren Grundfesten in der nächsten Zeit wenigstens kaum erschüttert werden. Programme, die hohes ständige Niveau zeigen, sind ebenfalls nicht so zahlreich vorhanden. Außerdem hat die Erfahrung gelehrt, daß solche Veranstaltungen für die Hörer anderer Bezirke zwar angenehm und nützlich, lehrreich und unterhaltend sein können — aber nur in Ausnahmefällen. Im allgemeinen nur dann, wenn bei der Gestaltung des betreffenden Programms auf diese Hörer bewußt Rücksicht genommen wurde, wenn Mundartliches hochdeutsche Ergänzungen und Erläuterungen enthält, Allgemeinverständliches für geistige Ruhepausen sorgt und — das ist vielleicht das Wichtigste — die hohes ständige Würde auf irgendeine Weise offen sichtbar oder schmackhaft gemacht wird; denn sonst besteht die Gefahr, daß aus einer unterhaltenden Darbietung eine unzulängliche volkstümliche Vorlesung wird.

Was bleibt also für das Abendprogramm des Deutschlandsenders in der Praxis zur Auswahl übrig? Auf jeden Fall das, was die Abendprogramme der hauptsächlich in seinen Sendebereich fallenden Ortsender ergänzt; für uns Berliner Hörer gesprochen: das, was den betreffenden Abendprogrammen der Funklande gerade fehlt. Natürlich haben die Hörer der entsprechenden Ortsender das Anrecht zu der gleichen Förderung — und natürlich muß die Zusammenarbeit der Sendegesellschaften dahin führen, daß diese Forderungen im wesentlichen erfüllt werden. Daß bei so weitgehenden Verpflichtungen nicht jedem Wunsch Rechnung getragen werden kann, wird jeder Funkteilnehmer einsehen. Keinesfalls jedoch darf man im Abendprogramm besonders leichte Unterhaltung, Blasorchesterkonzerte, Tanzmusik ohne parallel laufende Ergänzung für aufpruchsvollere Hörer lassen, keinesfalls darf man nur ausgesprochen literarische Darbietungen, modernste oder besonders schwere Musik bieten. Der übliche Unterhaltungskonzertmischmasch aber sollte grundsätzlich aus dem Programm des Deutschlandsenders verbannt werden. Die Möglichkeiten, ein Konzert zu hören, das sich etwa aus Griegs „An den Frühling“, einer Operettenouvertüre, einem Strauss-Walzer, dem Winterstürmen, die dem „Mannemond“ weichen, und einem feierlichen Tango zusammensetzt, dürften für die Hörer aller Sender so zahlreich sein, daß nach einer Extraverfolgung keinerlei beachtenswerter Bedürfnis besteht. Aber vielleicht verläßt der Deutschlandsender das zu fördern, was scheinbar so leicht und anscheinend so schwer zu schaffen ist, und wonach immer die meisten Wünsche der Funkhörer zielen: das einheitliche, auf einige hars Grundtöne abgestimmte Unterhaltungsprogramm. Es wäre sehr erfreulich, wenn die besten Darbietungen dieser Art über den Deutschlandsender verbreitet würden. Die Auswahl auf diesem Gebiet scheint nicht allzu groß; doch man könnte sich wohl denken, daß infolge der Aufnahmebereitschaft des Deutschlandsenders sich hier allmählich ein Wettkampf entwickelt, der immer neu zur Entfaltung aller Kräfte anspornt.

Ein Arbeitsgebiet ist für die Abendveranstaltungen des Deutschlandsenders noch völlig unausgenutzt, obwohl sich hier eine schöne und wertvolle Aufgabe bieten dürfte. Die Zahl der arbeitslosen Schauspieler, Sänger, Musiker in Deutschland wächst unablässig; niemand wird heute mehr behaupten, daß nur der Ueberfluß an wenig Befähigten damit angeschlossen würde. Eine Aussprache über die Lage der arbeitslosen Musiker belehrte die Funkhörer kürzlich darüber, wie erschreckend die Verbreitung der mechanischen Musikinstrumente und des Tonfilms die Arbeitslosigkeit der Musiker steigert. Dazu kommt, daß ein Teil gerade der künstlerisch ernsthaftesten Solisten, Schauspieler und auch Sänger, nämlich die Söhne des Modegeschmacks werden und von der Bühne, vom Publikum verschwinden müssen. Gerade den deutschen Großsendern könnte hier eine schöne Aufgabe erwachsen: arbeitslose Musiker, arbeitslose Solisten dem Publikum vorzuführen, an Namen und künstlerische Bedeutung zu erinnern. Der Deutschlandsender soll damit keine Stätte der Wohlthatigkeit werden; im Gegenteil, er würde den Nutzen von solchen Veranstaltungen an allererster Stelle haben. Denn natürlich kann nur die Leistung, nicht der Zustand der Arbeitslosigkeit dafür entscheidend sein, ob sich jemand vor dem Mikrophon produzieren darf. Da es sich ja auch nur um ein gelegentliches Auftreten handeln könnte, wäre die wirtschaftliche Förderung dadurch verhältnismäßig gering; die künstlerische jedoch könnte, wenn solche Veranstaltungen zum festen Bestandteil des Deutschlandsenderprogramms würden, außerordentlich bedeutungsvoll werden. Weit mehr als die einzelnen Künstler — die sich natürlich auch mehr als bisher für die arbeitslosen oder vom Publikum zu Unrecht ein wenig vergessenen Künstler interessieren sollten — könnte der Deutschlandsender durch solche besondere Herausstellen die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf diese Künstler lenken.

Die Funklande hat versprochen, Orchester von arbeitslosen Musikern nach Möglichkeit heranzuziehen. Hoffentlich hält sie Wort. Vorlesungen hören wir immer noch zahlreiche Uebersetzungen von Hinkelbusch; ob die Entschädigung, die von der Funklande dafür gezahlt wird, der Kapelle oder dem Hotel zuzieht, interessiert

die Hörer nur mäßig. Auf jeden Fall handelt es sich hier aber um Doppelverdiener, deren Darbietungen im Rundfunk nur dann Berechtigung hätten, wenn sie in der Qualität überragend wären. Man darf aber wohl mit Recht bezweifeln, daß sich für diese Kapellen bei einigem guten Willen kein vollwertiger Erfolg unter jenen Musikern und Orchestern finden läßt, für die das von der Funklande gezahlte Honorar eine dringend notwendige wirtschaftliche Hilfe darstellt.

Das neue Buch

Der große Brockhaus — 7. Band

Der Aufbau des Großen Brockhaus schreibt rüstig vorwärts. Von den 20 Bänden, die dieses Handbuch des Wissens umfassen soll, liegen nummehr sieben vor. Der 7. Band, der von Bas bis Schlus des O reicht, umfaßt Schlagwörter aus allen Gebieten. An großen Darstellungen sind die Abschnitte über Großbritannien und Griechenland zu nennen. Besonders Griechenland und alle mit dem Griechischen zusammenhängenden Begriffe sind durch Abhandlungen, Karten, schwarze und farbige Abbildungen, Statistiken und Tabellen dargestellt. Aber in diesem Band fällt auch die Darstellung Goethes, eine Darstellung der Gotik als Kunst, als Welt, als Sprache, auf den Produktionsgebieten Gas und Glas, unter den für den Sozialisten wichtigen Abschnitten Genossenschaften und Gewerkschaften. Eine besondere Tabelle gibt eine Uebersicht über die organisierten Arbeiter der Welt und über die Gewerkschaftsrichtungen in Deutschland. Die Literaturangaben über Gewerkschaften berücksichtigen auch die maßgebende Partei- und Fachliteratur. In den Abschnitten über Gewerbe ist die Gewerbe-gesetzgebung und die Gewerbestatistik mit jener Gründlichkeit behandelt, die von einem modernen Gelehrten zu fordern ist. Auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet erfreut der Band durch Abbildungen und Darstellungen aus allen Gebieten. Die beiden Tafeln über den Gaststempel lassen ahnen, was uns bevorsteht, wenn Goebbels erst einmal Reichsanwalt wird. Auch Persönlichkeiten der Literatur und Kunst, die heute eine Rolle spielen, inklusive Hans Gisi, hat Brockhaus nicht vergessen.

Die Fabrik

Vor uns liegt ein reich illustriertes Heft von A. Kosam „Die Fabrik“ aus der Serie I „Betriebsformen der Wirtschaft“ einer Sammlung „Das laufende Band des Wissens“, die von dem Verlag des verstorbenen Genossen Adolph Hoffmann herausgebracht wird. Wir werden in diesem Heft durch ein modernes Fabrikgebäude geführt. Die Organisation der Arbeit und ihre Verteilung, die sogenannte wissenschaftliche Betriebsführung, Fragen der Arbeitsphysiologie (Wissenschaft vom Kraft- und Stoffverbrauch) und der Arbeitspsychologie werden an Hand von Zeichnungen und Tabellen erläutert. So entsteht eine volle und jedem verständliche Uebersicht über den Aufbau, die Arbeitsmethoden und Kontrolle des Fabrikbetriebes, die es dem Arbeiter und Angestellten ermöglicht, den Arbeitsprozeß in seinem Zusammenhang mit dem Unternehmen und die Methoden des Unternehmers zu erkennen. Der Verlag beachtet, die verschiedensten Wissensgebiete jedesmal in einer Reihe in sich abge-schlossener Hefte zu behandeln und so ein lebendiges Wissen über die Dinge zu vermitteln, die für die Arbeiterschaft von Wichtigkeit sind. Das Heft von Kosam ist ein guter Anfang dazu.

Rechtsfragen des Tages

Quittungen aufbewahren!

Wie notwendig es für jeden Haushalt ist, Quittungen über gelieferte Waren oder geleistete Arbeiten noch jahrelang aufzuheben, zeigen folgende zwei Fälle:

Ein großes Verkaufsgeschäft hatte im Jahre 1927 einen Kunden Waren auf Abzahlung geliefert. Der Käufer hatte nach Beendigung der Abzahlungen sämtliche Quittungen vernichtet, und die Sache für erledigt angesehen. Im Januar 1930 wird ihm plötzlich eine Klage der Firma zu gestellt, in der der volle Kaufpreis gefordert wird. Da der Beklagte die Quittungen nicht mehr vorlegen konnte, wendete er ein, daß der Anspruch verjährt sei. Nach § 196 des Bürgerlichen Gesetzbuches verjähren Ansprüche von Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern für Lieferungen oder Arbeiten an Privatpersonen (also nicht für einen Gewerbebetrieb geleistete) in zwei Jahren. Die Verjährung beginnt mit dem Schluß des Jahres, in dem die Forderung entstanden ist, also in unserem Fall am Schluß des Jahres 1927, und ist dann nach zwei Jahren, am Schluß des Jahres 1929 eingetreten. Da die Klage erst im Januar 1930 erhoben war, hätte die Klägerin nachweisen müssen, daß die Verjährung noch nicht eingetreten war, sei es dadurch, daß noch im Jahre 1928 eine Abschlagszahlung geleistet, oder daß zu diesem Zeitpunkt irgendein Anerkenntnis des Beklagten abgegeben war, wodurch die Verjährung unterbrochen, und dann erst am Schluß des Jahres 1930 eingetreten wäre. Einen derartigen Nachweis konnte die Klägerin nicht führen, und wurde deshalb mit der Klage abgewiesen. Für den Beklagten war es ein Glück, daß die Klage erst im Januar 1930 eingereicht war; denn wäre dies schon im Dezember 1929 geschehen, so wäre er unbedingt, da er die Quittungen vernichtet hatte, und vielleicht die Zahlung nicht anderweit nachweisen konnte, zur noch-maligen Zahlung verurteilt worden.

Man findet man bei Bösen wohl häufig die Ansicht vertreten, daß der Beklagte ja durch einen Eid die Zahlung beweisen könnte. Dies ist ein großer Irrtum. Einen Beweis kann man nicht durch einen eigenen Eid führen, sondern nur dadurch, daß man dem Gegner den Eid zuschiebt; und dieser würde ihn dann wohl zweifellos in der Form leisten können, daß „nach seiner Ueberszeugung und sorgfältiger Prüfung seiner Bücher“ die Zahlung nicht geleistet sei; denn wenn aus den Büchern die Zahlung hervorginge, hätte er ja die Klage nicht erhoben.

In einem anderen Fall hatte ein Versandgeschäft an einen Kunden zwei Posten Waren im Betrage von 60 M. und 70 M. geliefert, und seinen Vertreter beauftragt, die Rechnungen einzukassieren. Das Kassieren wurde so gehandhabt, daß der Vertreter für jeden Posten eine Rechnung erhielt, an der sich ein Quittungscoupon befand. Wurde die Rechnung bezahlt, so trennte er den Quittungscoupon ab und übergab ihn dem Käufer und führte den Betrag an das Versandhaus ab. Durch irgendein Versehen oder irgendwelche Unregelmäßigkeit bei der Buchführung wurden beide Posten nicht gebucht, und das Versandhaus erhob die Klage. Auch hier hatte der Beklagte beide Quittungen bereits vernichtet, und konnte sich zum Beweis der Zahlung nur auf Zeugnis des Vertreters berufen, der ja die Zahlungen entgegengenommen hatte. An den zweiten Posten konnte er sich aber nicht mehr erinnern, so daß durch sein Zeugnis nur die Zahlung des einen Postens bewiesen war. Der Beklagte wurde zur Zahlung von 70 M. verurteilt. Also, — Quittungen sorgfältig aufheben! Margarethe Falkenfeld.

WAS DER TAG BRINGT

ERZÄHLT VON YORICK

Herr Bichls Nachfolger

In der vergangenen Woche wurde an dieser Stelle berichtet, in welcher Weise Herr Bichl aus Budapest Herrn Vandervelde Konkurrenz machte: er inserierte so, daß die Besteller „Nagelbinder für Eheleute“ erwarten mußten, und lieferte ein Kochbuch; und wurde freigesprochen. Nun hat Herr Bichl seinerseits schon wieder eine Konkurrenz: einen Berliner Buchhändler. Der präs in Prospekten prächtige Bildererwerb; die Interessenten zahlten 15 Mark und erhielten — Aufnahmen harmloser Art, die jeder Staatsanwalt ins Kinderzimmer hängen würde. . . . Nun, auch dieser Herr kam vor Gericht, aber vor ein deutsches. Und hier hatte man ein Herz für die armen Betrogenen: der Einwand des Beklagten, er habe aus moralischen Gründen keine unanständigen Bilder verkaufen wollen, verfiel nicht. Sondern weil man schon an seine Bilder nicht heran konnte, wurde kurzerhand sein Prospekt als unzüchtig erklärt; das ergab die eine Hälfte einer exemplarischen Strafe. Und außerdem wurde ihm eröffnet, wenn er anstößige Bilder verspreche, müsse er auch solche liefern: für das Betrugsdelikt gab's also die andere Hälfte: zusammen 2 Wochen Gefängnis und 600 Mark Geldstrafe. — Es gibt eben Unterschiede zwischen Budapest und Berlin; und die liegen nicht zuletzt in der Grundsicht!

Darum sollt ihr nicht trachten . . .

Friedrich II. hat mal einen „Kartoffelkrieg“ geführt. Dafür macht's der Pastor von Demen in Mecklenburg nicht. Er führt einen Bauernkrieg. Er führt ihn gegen das schlechte Gedächtnis der Bauern von Demen. Sie haben nämlich seit Jahrzehnten vergessen, daß ihnen durch landesherrliche Verfügung vom Jahre 1774 (in Worten: siebzehnhundertundsiebzig) die jährliche Lieferung von 130 (in Worten: hundertunddreißig!) Pfund fetter Mettwurst an ihren Pfarre anbefohlen ist. Die Kirche hat aber ein laiges Gedächtnis, sie sucht ihre Würste heim bei den Kindern bis ins dritte und vierte Glied: sie will, schon seit 1928, ihre Wurst wieder. Der Pastor aber erklärte, die Wurst sei minderwertig, klagte wieder, gewann wieder, fand die neue Wurst noch schlechter, klagte zum dritten — der Prozeß schwebt noch. Die Bauern allerdings sind inzwischen aus der Kirche ausgetreten. . . . Einige Blätige gliedern diese Tatsachen durch Anwendung des Bibelwortes: „Darum sollt ihr nicht trachten nach Schätzen, welche die Motten und der Rost fressen. . .“ Das ist unangebracht. Getreffen werden die 130 Pfund — aber bestimmt nicht von den Motten. . . .

Der allegorische Wartesaal

O Mensch, falls du Bahnhofsvorsteher sein sollst: halte dich an deine Jüge, auf daß sie rechtzeitig ankommen und abdampfen mögen; in deinen Ruhestunden halte dich meinetswegen an den Stat; fern aber halte dich von der Kunst!

Siehe, ein Kollege von dir, welcher dem kleinen Bahnhof Bille im fernsten Frankreich vorstand, tat das nicht; ein Disziplinarverfahren ist die betrieblische Folge! Laß dir erzählen:

Wenig mit Kunstsinne verobachten Wände, die täglich tapaziert sind; sie möchten auch ihre Mitmenschen vor solchen Wänden bewahren. Der Wartesaal in Bille war erbärmlich tapaziert; deshalb

schmückte ihn der Bahnhofsvorsteher mit Bildern. Es löst sich nicht leugnen, daß die Reisenden an den aufgehängten Dingen ihre Freude hatten; nicht so die ehrbaren Bürger von Bille. Was sie angriffen, das war die Geschmacksrichtung ihres Bahnbeamten. Nämlich er bevorzugte Photos — nun, Originalbilder waren ihm unerschwinglich, und Reproduktionen schätzte er vielleicht nicht; die Photos aber stellten ziemlich ausnahmslos — Alte dar, und zwar weibliche Alte! Weibliche Alte, fanden die ehrbaren Bürger, schieden sich nicht für Worte; des Vorstehers vorgelegte Behörde fand das auch und forderte schleunige Entfernung der Bilder. Was aber ein rechter Kunstfreund ist, der kämpft für die gute Sache bis zum letzten; so auch dieser. Die Alte, so erklärte er, sollten Allegorien darstellen; Allegorien sogar auf die Volkswirtschaft Frankreichs; eine ruhig aufblühende Dame zum Beispiel stelle die Landwirtschaft dar, eine sehr aufgeregte das Parlament, eine sehr blutrünstige die Rüstungsindustrie. Indessen: hat ein Bahnhofsvorsteher schon mal Sinn für Kunst und Phantasie, sein Vorgesetzter hat beides gewiß nicht; und somit wurde das Disziplinarverfahren eröffnet und bis zu dessen Entscheidung Packpapier über die Allegorien gehängt; der Verkehr nach Bille, der im Aufblühen begriffen war, ließ wieder nach, und irgendwo verdrückt sich eine Behörde den Kopf darüber, ob naechste Frauen auch dann anstößig sind, wenn sie nur allegorisch gemeint sind. . . .

O Mensch, falls du Bahnhofsvorsteher sein solltest: halt dich an die Jüge und an den Stat, aber meide die Kunst. . . !

Wochenragout

Es ist eine Biographie erschienen, die das Leben der berühmten Gesundheitskundlerin Mrs. Baker-Eddy behandelt. Die würdige Dame, welche die „Christian-Science“-Bewegung begründete, vertrat sich zwar mit jedem ihrer engeren Mitarbeiter, konnte sich aber nach getreulichem Leben mit einem Vermögen von 12 Millionen zur Ruhe setzen. — Sie hat sich also tatsächlich — „gesund“ gebetet!

In Dresden ist man jetzt, auf der Suche nach Einkünften, auf eine Kagensteuer verfallen, und zwar sollen für jede Kage jährlich 12 Mark gezahlt werden. Infolgedessen sucht jetzt jedermann in Dresden seine einmalige Kage loszuwerden. — Somit wird denn die Steuer für die Kage — und das Ende ein Kagenjammer sein!

In einer süddeutschen Großstadt gibt's einen „Bund der geistig Schaffenden“. Selbiger veranstaltete ein — Preislegeln. Und setzte drei Preise aus: Eine Wastgans, einen Hahn und Schillers sämtliche Werke. Die Gans war der erste, der Hahn der zweite und der Schiller der — Trostpreis!

Die Bayern haben eine Stephan-Gedenkmünze geprägt, und dabei ist dem bayerischen Hauptmünzamt ein unbegreifliches Versehen unterlaufen: an Stelle des Wortes „Reichspol“ heißt es auf der Münze „Reichspois“. — Poissaufend! Wird man schon polstänlich in Bayern. . . ?

In der westindischen Stadt Curacao, woher der bekannte Schnaps stammt oder doch stammen sollte, gab es kürzlich eine solche Bohernknappheit, daß auf Dampfern für 30 000 Mark Wasser importiert werden mußte. — Das ist nur ausgleichende Gerechtigkeit. Denn für wienisch tausend Mark haben andere Städte schon Curacao importiert!

Flettner steuert Großautos

Erleichterung für den Fahrzeugführer — Erhöhte Sicherheit für Fahrgäste

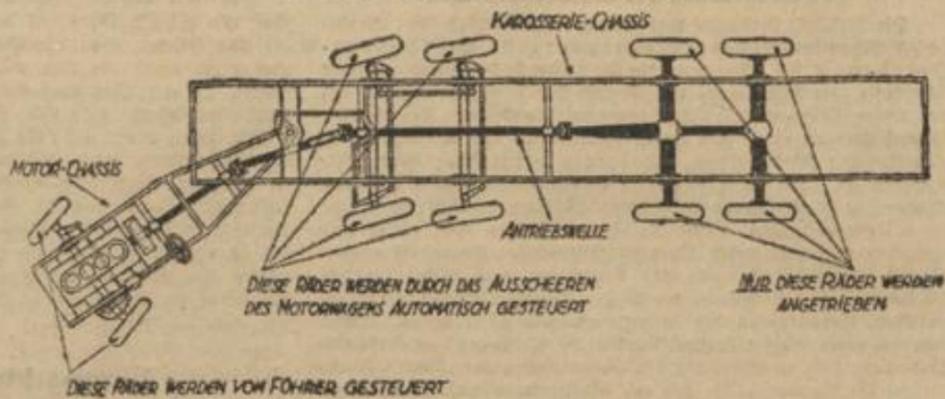
Auf Einladung der Technisch Literarischen Gesellschaft hielt Direktor Anton Flettner, der bekannte Erfinder des Rotors, im Hause des Verbandes Deutscher Ingenieure einen Vortrag über seine neue Erfindung, den Flettner-Wagen, der bei allen Stellen, die am Kraftwagen und am Verkehr überhaupt interessiert sind, Aufsehen erregte. In der Entwicklung des schienenlosen Kraftverkehrs bedeutet der Bau des Flettner-Wagens eine großen Schritt vorwärts. Der Bau erfolgte unter Mitwirkung der Firma Krupp in Essen und unter Mitwirkung von Konstruktionen dieser Firma.

Durch die Verbreitung des Flettner-Fahrzeug-Büsters ist die Flettner-Gesellschaft in engere Berührung mit dem Fahrzeugbau gekommen. Flettner ist hierdurch, besonders bei seinem Aufenthalt in Amerika, mit dem Problem des Großwagenbaues bekannt geworden und wurde angeregt, das mathematische Prinzip seines Flettner-Steuers für Schiffe und Flugzeuge auch für die Steuerung von Landfahrzeugen anzuwenden.

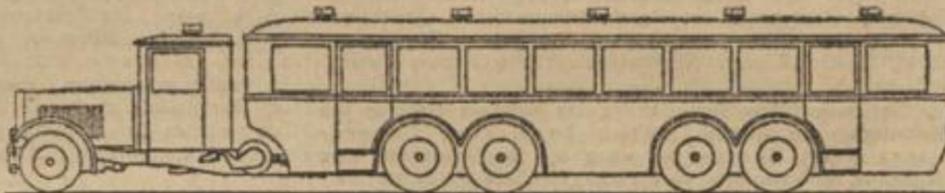
Am Gegensatz zu den bisher bekannten Kraftwagen besteht der Flettner-Krupp-Wagen nicht aus einem starren Chassis, sondern aus zwei Chassis, die zueinander gelenkig angeordnet sind. Das eine Chassis, das Karosserie-Chassis, dient zur Aufnahme der Ladung bzw. der Fahrgäste, während das gelenkig angeordnete kleine Chassis in der Hauptachse den Rotor und den Fahrer trägt. Wie die Prinzipskizze zeigt, werden von dem Fahrer lediglich diejenigen Räder gesteuert, die sich an dem Motor-Chassis befinden. Da diese Räder sehr leicht besetzt sind, wird hierdurch nur noch $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ des bisher notwendigen Kraftaufwandes für die Steuerung benötigt. Diese Verminderung erfolgt ohne Einschaltung einer mechanischen Hilfskraft; die am Karosserie-Chassis befindlichen Vordräder werden nicht vom Fahrer gesteuert, sondern durch eine Hebelübertragung vom Rotor-Chassis aus durch das Ausschieren des Rotor-Chassis gelenkt. Das Rotor-Chassis kann innerhalb weniger Stunden von dem Karosserie-Chassis gelöst und an das Karosserie-Chassis wieder angekuppelt werden. Man kann der Konstruktion eine gewisse Behnlichkeit mit der schon bekannten Kombination zwischen Trecker und Last-

wagen nicht absprechen, obwohl hier ein festes Aggregat vorliegt. Durch den Flettner-Wagen ist das Problem der Steuerung mit geringstem Kraftaufwand gelöst, und zwar ohne Zuhilfenahme einer mechanischen Kraft. Es wird möglich, Riesenwagen zu bauen; außerdem ist auch die Sicherheit insbesondere für Personen-Omnibusse außerordentlich stark erhöht. Im Falle des Platzens eines Vorderreifens, bisher eine sehr große Gefahr für Personen-Omnibusse, werden die Gefahrenmomente durch den Flettner-Wagen beseitigt. Alle Vorteile, die sich durch die Möglichkeit einer schnellen Trennung des Rotors von der Karosserie ergeben, sind bei dem

Das Prinzip der Flettner-Steuerung



Der vollständige Omnibus



Flettner-Wagen ebenfalls vorhanden. Die Kraftverehr Freistaat Sachsen U. G., die größte Firma Deutschlands für den Ueberlandverkehr von Güterkraftwagen und Personen-Omnibussen hat bei Krupp einen Großraum-Kraftwagen nach dem Flettner-Prinzip in Auftrag gegeben. Der Wagen besitzt einen Krupp-Rotor von 150 PS, er ist über 13 Meter lang und hat eine Nutzlast von etwa 15 Tonnen. Krupp wird diesen Wagen auf der Berliner Automobilausstellung im Februar zeigen.

Was die Redner sagten: Das U-Boot als Friedensschiff / Rationalisierter Antrieb von Arbeitsmaschinen

Auf Einladung des Reichsministeriums für Wirtschaftlichkeit sprach im großen Hörsaal des Langenbeck-Birkow-Hauses Prof. Dr. Schiefelinger von der Technischen Hochschule über „Antrieb von Arbeitsmaschinen“. Die Rationalisierung habe eine Festlegung der Drehzahlen von Drehbänken, Hobel-, Fräs-, Schäl- und Bohrmaschinen, Kreis- und Kettfrägen und sonstigen Werkzeugmaschinen erforderlich gemacht, um erstens die für die richtige Auswahl der Drehstäbe und sonstigen Arbeitsstoffe notwendigen Schnittgeschwindigkeiten zu finden, dann aber auch, um der Kalkulation ein für allemal feststehende Handhaben als Berechnungsmittel zu geben. Es sei nicht immer leicht gewesen, die richtigen Umdrehungszahlen für Drehbänke und Bohrmaschinen und die Tischschrägelgeschwindigkeiten bei Hobelmaschinen zu finden, weil zuviel verschiedenes Arbeitsmaterial und zuviel Drehstahlorten zu berücksichtigen gewesen waren. Schwierigkeiten bereitete aber auch der Drehzahlabfall bei den Antriebsmaschinen, also vornehmlich der Elektromotoren, bei Belastung. Summe wieder seien, so führt Prof. Schiefelinger aus, die Berechnungen über den Harten gewonnen worden, besonders auch deshalb, weil zehn sonst gleiche Motoren von zehn verschiedenen Herstellerfirmen zehn verschiedene Drehzahlen aufwiesen. Hier beim „Ursprung der Kraft“ eine Normung zu finden und ihr bei den Firmen Geltung zu verschaffen, sei eigentlich erstes Gebot, aber — auch am schwierigsten durchzuführen. Als kraft- und zeitraubend bezeichnete der Vortragende auch die fast überall noch vorhandenen alten Kraftübertragungsleitungen in Gestalt der Transmissionen, Vorgelege und Treibeleimen, die allerdings im modernen Werkzeugmaschinenbau der direkten Kraftübertragung durch in die Maschinen eingebauten Rotoren weichen müßten. Der mit vielen Lichtbildern ausgestattete Vortrag zog das Ergebnis vierjähriger, schwieriger Forscherarbeit zusammen. W. A.

Ueber das Thema „Technik und Zukunft des U-Bootbootes“ sprach der frühere U-Boot-Kommandant Valentiner im deutschen Ingenieurhaus. Man erfährt interessante Einzelheiten über den technischen Apparat dieser mörderischen Waffe, ihre Wirkung im Weltkrieg und die Gegenmaßnahmen der Engländer. Insgesamt wurden über 800 U-Boote gebaut, von denen jedoch nicht alle fertiggestellt wurden. 250 Boote gingen verloren, bei Kriegsende waren noch dreihundert vorhanden. Gegen 200 000 Mann hatte die englische Marine als U-Boot-Gegengewehr auf die Beine gebracht. Hallen, wie heimlich armierte Handelsdampfer, Reize, die vor den englischen Häfen, und zwar durch den ganzen Kanal gezogen waren, Minen dezimierten die deutschen U-Boote, die nach der Verletzung der „Lusitania“ aus Amerika zum entscheidenden Gegner machten. Natürlich war nach Ansicht des Vortragenden nur das zögernde Vorgehen zum uneingeschränkten U-Boot-Krieg, der über ein Drittel der Welttonnage auf den Meeressgrund beförderte, daran schuld, daß nicht schon früher der Gegner zum Nachgeben gezwungen wurde. Erstensweise ist das U-Boot auch zu friedlichen Zwecken zu gebrauchen: für die Meeresforschung, da es bis 300 Meter Tiefe hinuntergehen kann und eine gute Beobachtung, verbunden mit kinematographischen Aufnahmen zuläßt. Bist- verspricht sich der Vortragende von einer Abklärung der alten Häfen am Mittelmeer, auf deren Grund noch zahlreiche gesunkene Schiffe aus der Römerzeit schlummern sollen. Auch der geplanten Wilkensen Expedition im U-Boot zum Nordpol wurden günstige Voraussagen gestellt.

Der Hauchschalter Die neueste Elektroarmatur

Im Laboratorium eines großen amerikanischen Elektrizitätswerkes begaben sich des Öfteren die seltsamsten Dinge, und die Journalisten, die regelmäßig dorthin eingeladen werden, um neue Wunder zu bestaunen, sind daher nicht so leicht zu verblüffen. Aber kürzlich blieb doch auch den abgehärtetsten Pressemännern der Mund offen stehen, als eine hübsche junge Dame vor die erwartungsvolle Versammlung trat, ihr Mündchen einer elektrischen Lampe näherte und diese — siff! — auspußte. Ueber nicht genug damit, entzündete sie ein Streichholz, hielt es an die Lampe, und siehe da, die Glühbirne kamme wieder auf. Die Erklärung dieses überraschenden Vorganges war einfach. Das Anzünden der Lampe erfolgte in bekannter Weise durch eine Photozelle, die von dem Streichholz beaufschlagt wurde und den Strom schloß; das Auspußen war durch einen neu konstruierten, sogenannten „Hauchschalter“ möglich. Dieses Gerät, das jetzt von der Gesellschaft herausgebracht wird, besteht im wesentlichen aus zwei dünnen Phosphorbronzeblättern, die an ihren Enden noch dünnere Wälzchen aus einer besonderen Metalllegierung tragen. Diese Wälzchen werden durch einen schwachen Hauch, durch leichtes Blasen in einen kleinen Trichter, in Kontakt gebracht, bleiben aber bei anderen Erschütterungen unbeweglich. Berühren sie sich, so schließen sie einen Strom, legen damit ein Relais in Tätigkeit und — schalten die elektrische Lampe aus.

Eine Kinderei? Nein, ein außerordentlich wichtiges Hilfsmittel für alle möglichen Zwecke und Arbeiten. Denn der Hauchschalter leistet überall dort gute Dienste, wo Hände und Füße beschäftigt sind, wie bei Chauffeuren, Fabrikarbeitern, Flugzeugführern, Photographen; der Hauchschalter ermöglicht die Betätigung elektrischer Lampen und Geräte, wenn die Hände naß oder schmutzig sind, wenn sie Werkzeuge, Tablets, Instrumente nicht loslassen dürfen.

Durch Blasen gegen den Hauchschalter kann das Dienstmädchen der Kellnerin, die Hausfrau Türen öffnen, auch wenn sie „alle Hände voll“ hat; die Stenotypistin kann den Wagen ihrer Schreibmaschine zurückschleppen, ohne mit dem Typen aufzuhören; der Klavierpieler kann die Notenblätter umwenden, ohne seinen Vortrag zu unterbrechen; kurz, der Atem wird zur dritten Hand, vergrößert die Arbeitsleistung und schafft zahllose Bequemlichkeiten. Der Hauchschalter wird zweifellos bald die Welt erobern, zumal seine Herstellungskosten gering sind; die Zahl seiner Anwendungsmöglichkeiten ist Legion.

Vakuumhalter. Die immer wachsende Elektrifizierung der modernen Betriebe und Haushaltungen und die damit verbundene Vergrößerung der Kraftwerke und Leitungssysteme stellt naturgemäß immer höhere Ansprüche an die Schaltapparate. Ein neuer Weg im Bau von Schaltern großer Leistungsfähigkeit stellt der Vakuumhalter dar, bei dem, wie schon der Name sagt, die Kontakte in

ein Hochvakuumgefäß eingebaut und die Kontaktbewegung auf elektrischem oder mechanischem Wege von außen in das Innere des Gefäßes übertragen wird. Durch diese Maßnahme wird erreicht, daß die Lichtbogenbildung an den Kontakten, die allmählich den Schalter zerstört, weitgehend unterdrückt wird.

Wie man Werkzeuge härtet Das offene Feuer ist verschwunden!

Für die gesamte Maschinenindustrie ist die Herstellung guter, haltbarer Werkzeuge von größter Bedeutung. Die Güte eines Werkzeuges hängt in erster Linie von der Härting ab. Nachdem nämlich ein Bohrer oder Fräser oder sonst ein Schneideisen bearbeitet worden ist, muß es nach einem besonderen Verfahren gehärtet werden, damit es später imstande ist, von dem Werkstück kräftige Späne abzuhelien. Je gleichmäßiger und besser die Härtung, desto leistungsfähiger ist das Werkzeug. Da es aber beim Härten auf möglichst gleichmäßige, genau eingehaltene Temperaturen ankommt, verwendet man schon seit langem hierfür Härteöfen mit elektrischer Beheizung.

Für solche Werkzeuge, die nach dem Härten nicht weiter bearbeitet werden können, z. B. in der Form komplizierter Fräser, ergibt sich nun die Schwierigkeit, daß das Werkstück bei der Härtung etwas zunder und sich sogar verzieht, d. h. seine Form ändert. Der sogenannte „Zunder“ bildet sich als hauchbläuer Leberzug, der sich durch die Härtemittel und die schnelle Oxydation beim Abkühlen des glühenden Stahles bildet. Zur Beseitigung dieses Mangels hat man große, elektrisch beheizte Bäder geschaffen, in die das Werkstück eingebracht wird. Da das Bad hierbei Temperaturen von 1000 Grad Celsius und mehr annehmen muß, kann man natürlich nicht Wasser verwenden. Man benutzt vielmehr als Badfüllung Salz, und zwar meist Bariumchlorid, und heizt es mit Hilfe besonderer Elektroden, so daß das Salz selbst den Heizwiderstand bildet. Im kalten, festen Zustand ist das Salz nicht leitend. Es muß vielmehr vor Inbetriebnahme vorgewärmt werden. Hierzu dient eine besondere Anheizvorrichtung, die am Tage vorher in die noch flüssige Salzlösung getaucht wird. Bei Betriebsbeginn wird dann zunächst die Anheizvorrichtung eingeschaltet und mit deren Hilfe das feste Salz verflüssigt. Nach Erreichen des Flüssigkeitszustandes (meist etwa 900 Grad) übernehmen dann selbstständig die Elektroden die Beheizung, so daß die Anheizvorrichtung abgeschaltet werden kann. Das Werkzeug wird dann in diesem heißen Salzbad erhitzt. Die Salzbadhärteöfen weisen gegenüber anderen Öfen noch den Vorteil auf, daß das Werkzeug die Temperatur schneller und an der ganzen Oberfläche gleichmäßig annimmt, so daß alle Verzerrungen vermieden werden und in verhältnismäßig kurzer Zeit große Mengen von Werkzeugen in bester Qualität gehärtet werden können.

Weißt du schon...?

Einer der vorzüglichsten anorganischen Farberzielantoren der verschiedensten Techniken ist das Metall Chrom, das in zahlreichen Verbindungen an Schönheit und Leuchtkraft seinesgleichen sucht. Geschmolzen und kristallisiert ist es ein silberglänzender Stoff von fast diamantener Härte; jedenfalls kann man mit Chrom Glas ritzen. An Stelle der Verknüpfung leicht oxydierender Metalle hat man in der letzten Zeit das Chrom genommen. In der Färberei, der Glas- und Porzellanindustrie spielen die Chromverbindungen zu Färbereizwecken eine bedeutende Rolle, nicht minder dienen Chromfarben als Anstrich-, Druck- und Ränfelfarben. Als Legierung mit anderen Metallen trägt das Chrom zu stählerner Bruchfestigkeit bei. Auch in der Photographie, der Gerberei und bei der Herstellung wasserdichter Gewebe hat das Chrom in seinen Verbindungen Bedeutung gewonnen.

Aluminium, das metallische Wächchen für alles, ist aus der modernen Technik überhaupt nicht mehr wegzudenken. Auto- und Flugzeugbau verdanken diesem Leichtmetall starke Förderung. Alle möglichen Gefäße werden aus diesem Metall hergestellt, sogar die Bierlagergefäße in den großen Brauereien. Auch in der Technik der Sprengmittel hat sich das silbrige Metall Eingang verschafft. Bestimmten Sprengstoffen gibt man einen Aluminiumzusatz, weil dadurch die Sprengkraft erhöht wird.

Als Seidenlieferant aus dem Tierreich ist im allgemeinen nur die Seidenraupe bekannt, deren Kultur durch die Erfindung der Kunstseide starke Einbuße erlitten hat. Neben ihr existieren aber noch andere Tiere, die die Grundstoffe einer Seide produzieren, und zwar verschiedene Muscheln, die hauptsächlich im Meerwasser vorkommen. Der Stoff, den sie im Verlaufe der späteren Verarbeitung liefern, heißt Bafus oder Muschelseide und hat nichts mit den im klassischen Altertum hochgeschätzten Bafusstoffen zu tun. Damals verstand man bis zum Mittelalter unter Bafus durchsichtige, feine Gewebe aus Seiden, die später gänzlich durch Schleier- und Gaze Stoffe ersetzt wurden. Die größeren Bafusarten benutzte man im alten Ägypten zum Einwickeln der Mumien. Die durch die Kreuzzüge aus dem Orient eingeführte Baumwollkultur machte dem Seiden Bafus ein Ende. Die heute in Südfrankreich und Italien verwendete Muschelseide stammt von den als „Bari“ bezeichneten Tiden, die von den Fußrücken der Muscheln zur Befestigung der Schalen abgeleitet werden. Ursprünglich im Wasser feurig und weich, werden diese Tiden, deren feinste die Seidenmühle liefert, an der Luft hart und zäh und müssen besonders präpariert werden, um sich zum Weben und Stricken zu eignen.

